

Ernst Hermann

Grundriss
der Philosophie
für Anfänger

Cöthen
Verlag von Otto Schulze

30. April 2009
A. Obersamer

Richard Wagner 2019

57 89 93 Fundament d. Logik
86 Logik

Grundriß der Philosophie
für Anfänger.

Grundriß
der
Philosophie
für Anfänger.

Von

Ernst Hermann

Professor am Großherzoglichen Gymnasium in Baden-Baden.

Zweite Auflage.

Cöthen.

Verlag von Otto Schulze.

1907.

Grundriss
der
Philosophie

für Anfänger

Vorwort zur ersten Auflage.

Dieses Elementarbuch der Philosophie ist zuerst in drei Programmbeilagen des Gymnasiums in Baden (1902 bis 1904) erschienen. Daß es einem Bedürfnis entgegenkam, wurde durch die ungewöhnlich starke Nachfrage nach den Programmen bewiesen. Die große Auflage ist längst vergriffen, die Bitten um Zusendung aber wollen nicht aufhören. Daraus darf man vielleicht auch schließen, daß sich dem philosophischen Unterricht in den höheren Lehranstalten wieder mehr Interesse zuwendet, als es in den letzten Dezennien der Fall war.

Als ich vor einem halben Jahrhundert die Prima eines rheinpreußischen Gymnasiums besuchte, wurden dem Unterricht in der „Philosophischen Propädeutik“ zwei Wochenstunden in je einem Semester der beiden Jahreskurse gewidmet. Wir sahen dem neuen Lehrfach mit hohen Erwartungen entgegen und taten uns viel darauf zugut, in den letzten Schuljahren nun doch einigermaßen mit der Königin unter den Wissenschaften bekannt zu werden. Die Hoffnungen erfüllten sich nicht. Die Psychologie gab uns keine

Aufklärung über das menschliche Erkenntnisvermögen, und die Logik rechtfertigte den Spott des Mephistopheles. Die Frage blieb offen, welche von beiden Disziplinen die langweiligere sei. Lehrer und Schüler waren gleich zufrieden, als sie dieses sterile Gebiet verlassen und sich den grünen Auen der poetischen Nationalliteratur zuwenden konnten.

Es war nicht in unserer Schule allein so. In den Gymnasien überhaupt und nicht minder auf den Universitäten ging's mit dem Studium der Philosophie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts rasch abwärts. Seit Hegels Tod gab es keinen Meister mehr, auf dessen Worte man schwören konnte; nach einigen Jahrzehnten hörte auch die Hegelsche Philosophie auf, als Staatsphilosophie die höheren Schulen zu beherrschen. Der unerhörte Aufschwung der Natur- und Geschichtswissenschaft stürzte die einst so stolze Königin vom Thron und ließ ihr kaum noch das Amt einer Dienerin. In Preußen, wo sie zur Zeit der Hallischen Jahrbücher das ganze Unterrichtswesen beherrscht hatte, dürfen ihr jetzt auf den Gymnasien im Laufe des Jahres nur noch einige Stunden gewidmet werden, wenn gerade eine geeignete Lehrkraft vorhanden ist. In Bayern nahm sie nach den Niethammerschen Lehrplänen einen breiten Raum in den vier oberen Klassen ein; jetzt beschränkt sie sich auf einen propädeutischen Vortrag, der an den deutschen Unterricht in der obersten Klasse anzuschließen ist. Baden gesteht ihr offiziell noch eine Wochenstunde in Prima zu; in der Praxis aber wird sie meist auf eine weit geringere Stundenzahl beschränkt und gelegentlich an den deutschen, griechischen oder mathematischen Unterricht angeschlossen. In der Auswahl des Stoffes stehen immer noch Psychologie und Logik an erster Stelle; hier und da wird noch eine kurze Geschichte der griechischen Philosophie hinzugefügt.

Inzwischen scheint das Volk der Dichter und Denker allmählich die übeln Folgen dieser Geringschätzung der Philosophie schmerzlich zu empfinden. Die Vernachlässigung des Studiums auf den Mittelschulen hat die auf den Hochschulen zur natürlichen Folge gehabt, und die deutschen Universitäten sind doch die vornehmsten Pflegestätten der Philosophie je und je gewesen. Daß jetzt die französischen Studenten mehr Interesse und Verständnis dafür zeigen als die deutschen, ist, wenn nicht ausschließlich, so doch größtenteils auf die Behandlung des Unterrichts in unseren Mittelschulen zurückzuführen. Die jetzige Zerfahrenheit und Anarchie im Betrieb ist auf die Dauer unhaltbar.

Im vorliegenden Leitfaden habe ich nun versucht, gestützt auf eine vierzigjährige Erfahrung, dem Schüler die Philosophie wieder einmal in ihrer vollen Bedeutung als die Führerin in das Reich des Wahren, Schönen und Guten zu zeigen. In der Einleitung soll er auf die ihm angemessenste Weise durch die Geschichte der Philosophie im klassischen Altertum erfahren, was ein Philosoph, was Philosophie sei. Um dann weiterhin auf die Frage „Was ist Wahrheit?“ eine haltbare Antwort zu bekommen, muß er zuerst mit dem menschlichen Erkenntnisvermögen und den Grundgesetzen des Denkens bekannt gemacht werden. Dann gewährt ihm die Ästhetik, indem sie überall an die Ergebnisse früheren Unterrichts anknüpft, einen in der Regel sehr willkommenen Einblick in das Gesamtreich des Schönen. Schließlich macht die Ethik den Versuch, das gute Handeln nicht so sehr zu predigen, als aus der Natur des Menschen selbst abzuleiten.

Daß dieses Material in zwei Jahreskursen auch bei nur einer Stunde wöchentlich zu bewältigen ist, hat mir die Erfahrung bewiesen. Dem einleitenden Teil muß freilich

die griechische und römische Geschichte vorgearbeitet haben, und für das Ganze ist ein Leitfaden, der das zeitraubende Diktat erspart, durchaus wünschenswert.

Ich habe mich bemüht, das Nötige so schlicht und deutlich vorzutragen, daß der Gebildete ohne Schwierigkeit folgen kann. Die wenigen griechischen und lateinischen Zitate sind für den Schüler unentbehrlich, für die übrigen Leser nicht ohne Wert. Mit hohen aber unklaren Worten zu prahlen, dazu haben wir bei der Überfülle des gegenwärtigen Bildungsstoffs weniger Zeit als je. Von dem, was wir nicht wissen, schweigen wir am besten. Das Wort, das sich da einschleichen möchte, wo klare Begriffe fehlen, bleibt besser ungesprochen. Ein Professor der Philosophie hat mir sagen lassen, er habe sich ebensowohl über das gefreut, was in dem Leitfaden nicht stehe, als über den Inhalt.

Baden-Baden, im August 1905.

E. Hermann.

Die mit dem Wechsel des Verlags verbundene zweite Auflage ist ein unveränderter Abdruck der ersten.

Baden-Baden, im April 1907.

E. H.

Erstes Buch.

Die Philosophie im klassischen Altertum.

I.

Die alten Naturphilosophen.

Die griechische Philosophie beginnt damit, daß auserlesene Geister im kindlichen Vertrauen auf die Untrüglichkeit ihrer Sinne und ihres Denkens den Ursprung des Daseins zu erforschen suchen. Sie glauben die große Frage beantwortet zu haben, wenn sie aus einem Grundstoff die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen ableiten. So gilt Thales aus Milet, um 600 v. Chr., als Vater der Philosophie, weil er zuerst das Rätsel des Lebens ohne Rücksicht auf mythologische Überlieferung aus dem Wasser zu erklären versuchte. Zu seiner Zeit blühte die griechische Kultur in den kleinasiatischen Kolonien. Handel, Wohlstand, reicher Verkehr, schöne Künste, Wissenschaft bahnten der Philosophie den Weg. „Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.“ War es der Blick auf das reiche organische Leben im fruchtbaren

Uferschlamm des Mäander, war es die Wahrnehmung, daß jeder Organismus zur Erhaltung und Fortpflanzung des Feuchten bedürfe, Thales hielt das Wasser für den Erzeuger des Lebens, während er die überlieferten Schöpfungsgeschichten ins Reich der Fabel verwies.

Er war auch sonst ein hervorragender Geist, Mathematiker, Astronom, einsichtiger Staatsmann, einer der sieben Weisen. Erkenne dich selbst! war sein Wahlspruch. Goethe läßt ihn im zweiten Teil des Faust (Klassische Walpurgisnacht) sprechen: „Heil, Heil aufs neue! Wie ich mich blühend freue, Vom Schönen, Erhabnen durchdrungen. Alles ist aus dem Wasser entsprungen, Alles wird durch das Wasser erhalten. Ozean, gönn' uns dein ewiges Walten.“ — Moderne Bestrebungen, durch Forschungen im Wasser, in der feuchten Tiefe dem Ursprung des Lebens näher zu kommen, wie die Zoologischen Stationen in Neapel und anderwärts, erinnern noch heute an den Vater der Philosophie.

Verwandte Geister schließen sich ihm an. So sieht *c 588* Anaximenes aus Milet in der Luft die Mutter alles Lebendigen. Wasser selbst wird zu Luft, Luft umgibt den Erdkreis, an der Luft hängt unser Leben, das mit dem ersten Atemzug beginnt, mit dem letzten schließt. *c 611* Ein dritter Milesier, Anaximander, möchte, da die Luft keine bestimmte Grenze und Form hat, das, woraus alles geworden, das Unbegrenzte, den noch ungeteilten Grundstoff nennen. Noch einen Schritt weiter geht *c 535* Heraclit aus Ephesus (um 500), ein einsamer tiefer Denker, „der Dunkle“, der das Leben nicht aus einem einzelnen Element, sondern aus dem Kreislauf der Dinge selbst herleitet. Mit der Natur ist auch die

Bewegung da, ein ewiges unerbittliches Gesetz. Ein Sinnbild dieses Prozesses ist das Feuer. Unsere Sinne, unzuverlässige, in steter Veränderung begriffene Werkzeuge zeigen uns die Dinge, als ob sie Dauer und Einheit hätten, in Wahrheit kreist alles in ewigem Wechsel, „Weder ein Gott noch ein Mensch hat die Welt gemacht, sondern sie war immer und wird immer sein, ein immer lebendes Feuer.“ „Krieg ist der Vater aller Dinge.“ „Alles ist im Fluß.“ „Du kannst nicht zweimal in demselben Strom baden.“¹⁾

II.

Pythagoras und Demokrit.

Es kommt weniger auf den Grundstoff an, aus welchem sich die Welt aufbaut, als auf die Form, die Gestalt, in der uns die Dinge entgegentreten. Das ist der Ausgangspunkt für die Lehre des Pythagoras. Dieser verließ seine Heimat, die Insel Samos, als sie ihm durch die Tyrannis des Polykrates verleidet war, bildete sich durch große Reisen, u. a. nach Ägypten und vielleicht zu Thales, und gewann 532 v. Chr., etwa fünfzig Jahre alt, zu Kroton in Unteritalien eine neue Heimat. Unter den Doriern, die allenthalben mehr Wert auf das Leben als auf das Wissen legten, nahm auch die Philosophie

¹⁾ Κόσμον οὔτε τις θεῶν οὔτε ἀνθρώπων ἐποίησεν, ἀλλ' ἦν ἀεὶ καὶ ἔσται, πῦρ ἀείζωνον. — Πόλεμος πατήρ πάντων. Πάντα βεβ. Ποταμῶ γὰρ οὐκ ἔστι δις ἐμβῆναι τῷ αὐτῷ. Vergl. Goethe: Dauer im Wechsel: Gleich mit jedem Regengusse Ändert sich dein holdes Tal, Ach und in demselben Flusse Schwimmst du nicht zum zweitenmal.

die Richtung auf das Praktische; Pythagoras wurde Ordensstifter.¹⁾

Die Prüfung beim Eintritt in die Jüngerschar erstreckt sich auf die äußere Erscheinung (non ex quovis ligno fit Mercurius), das Vorleben, die Neigungen. Eine fünfjährige Probezeit geht voran. Die ernste Lebensordnung verlangt vor dem Aufstehen Prüfung der Leistungen des vorigen Tages, schlichte Bauernkleidung, bescheidene Mahlzeiten ohne Fleisch und Wein, Schweigsamkeit der Novizen, neben den gymnastischen Übungen Unterricht in der Musik und Mathematik. (Der pythagoräische Lehrsatz). Vor dem Schlaf wird die Seele durch Musik richtig gestimmt.

Die eigentliche Lehre bleibt der engeren Jüngerschar vorbehalten, den Esoterikern. Für das Volk genügen praktische Vorschriften und symbolische Andeutungen. Die hohe Autorität des Meisters ist in der Unterordnung unter sein Wort (Er hat's gesagt, *αὐτὸς ἔφα*) ausgeprägt.

Für die Erkenntnis der Dinge ist das Wichtigste die Zahl. In Zahlen läßt sich die Form aller Körper ausdrücken, auf Zahlen beruhen die Töne, Takt, Melodie, Harmonie. Als die Grundzahl, die Eins, die Monas, ist die Urkraft zu denken, die dem ganzen Universum zugrunde liegt. In melodischem Reigen bewegen sich die zehn Gestirne um die Monas (Harmonie der Sphären).

Die menschliche Seele ist zur Strafe in den Körper wie in einen Kerker gebannt. Sucht sie sich durch

¹⁾ Auf ihn wird der Name Philosoph (Freund der Weisheit) zurückgeführt. Bis dahin nannte man die selbständigen Forscher *σοφοί*, Weise.

Selbstmord zu befreien, so verschlimmert sie ihr Los, muß geringere Tier- und Menschenleiber durchwandern. Nur wenn die Vernunft zur Herrschaft über die unregelten Triebe gekommen, findet die gereinigte Seele den Eingang in das Reich der Harmonie, wo Apollo herrscht, der Quell des Lichts. Dahin zu gelangen, bete man in reinem Gewand mit reinem Herzen; es bedarf keines blutigen Opfers. Man bete allein um das Gute, nicht um irdische Güter, die nur zu oft das Glück zerstören! —

Die dreihundert Esoteriker, der engere Ausschuß des Ordens, bildeten in Kroton eine starke politische Macht, die konservative Partei der altdorischen Staatsordnung. Unter ihrer Führung wurde Sybaris, wo eine zügellose Demokratie herrschte, zerstört. Bei einem Volksaufstand über der Teilung der Beute soll Pythagoras aus dem brennenden Hause durch die todesmutige Opferbereitschaft der Schüler gerettet worden sein. Er stirbt 504 zu Metapont, 84 Jahre alt.

Seine Lehre, nicht durch tote Schrift, sondern durch auserwählte Schüler aufbewahrt, ist nur in Bruchstücken auf die Nachwelt gekommen.

Kurze Lehrsätze, z. B.: „Verlasse die Heerstraße, schlage Fußwege ein!“ sind auf den Meister selbst zurückzuführen, die Lehre von der Seelenwanderung aber hat er aus der religiösen Überlieferung des Orients mitgebracht.

Daß Maß und Zahl zumeist Grund und Wesen der Dinge ausdrückten, bestritt Empedokles, der sich als Staatsmann, Philosoph und Naturforscher in Agrigent eines ähnlichen Ansehens erfreute, wie Pythagoras

in Kroton. Er suchte den Ursprung der Dinge in den vier Elementen, die anfangs in ruhiger Geschlossenheit zu der kugelförmigen Materie vereint waren, bis der Haß sie auseinandertrieb. Liebe führt sie wieder zusammen, und in den organischen Körpern, namentlich im Blute, gehen sie die mannigfachsten Verbindungen ein.

Die Reihe der Naturphilosophen schließt ab der Naturforscher Demokrit. Geboren um 400 in Abdera, Sohn reicher Eltern, erwirbt er auf weiten Reisen mannigfache naturwissenschaftliche Kenntnisse, die er in der Heimat sorgfältig verarbeitet. Er leitet das Leben aus den Atomen im leeren Raum ab. Atome sind kleinste Körperchen, nicht mehr teilbar (daher der Name!), an Gestalt verschieden, in der Grundbeschaffenheit gleich. In der Leere, die sie umgibt, gehen sie immer neue Verbindungen ein, indem sie andere aufgeben. Was sie in Bewegung setzt, ist nicht blinder Zufall, sondern das in ihnen liegende Gesetz. Von ihrer Anzahl hängt die Dichtigkeit, Schwere und Wärme der Körper ab; von ihrer Lage die Form und Gestalt. Die sogenannten Elemente sind nichts als Atome von verschiedener Größe und Form; das Feuer entsteht aus den kleinsten, glattesten, rundesten; Feueratome durchziehen wie Sonnenstäubchen das Weltall, durchdringen als Seele den menschlichen Körper; erneuern das Blut im Atmungsprozeß.

(Götter sind Gebilde der Phantasie, Seelenwanderung ein poetischer Traum. Der Weise kommt ohne das aus; er findet Furchtlosigkeit und Ruhe, indem er alles zu verstehen strebt und in allem Maß hält, auch in der Befriedigung des Forschungstriebes, der ihm doch am

höchsten steht. Wieland hat ein ergötzliches Bild des reichen, überlegenen Geistes gegenüber seinen beschränkten Landsleuten in den Abderiten gegeben.

III.

Abstrakte Denker.

Die Naturphilosophen suchen das Leben aus einem der vier Elemente oder aus deren Verbindung oder aus der in Zahlen ausdrückbaren Gestalt oder aus den Atomen abzuleiten. Das methodische Denken in abstrakten Begriffen führt zu einer Urkraft, von der alles ausgeht, zu der alles zurückkehrt. So lehren

A. Die Eleaten.

Xenophanes aus Kolophon zog, als seine Vaterstadt in die Hände der Perser fiel, mit seinen Landsleuten, den kühnsten Koloniegründern, zuerst nach Korsika, dann nach Elea (nachmals Velia). Wie er die Gründung des Freistaats in einem epischen Gedicht besang, so trug er auch seine philosophischen Ansichten in poetischer Form als Rhapsode vor. Seine Schule blühte um 500 v. Chr. Sein Enthusiasmus erschien den Vertretern der Volksreligion gefährlicher als die kühle Ruhe der Naturphilosophen. (Vergl. Rousseau und Voltaire). Nach unstem Leben starb er in Syrakus, so arm, daß die Söhne ihn mit eigener Hand begraben mußten.

Die Menschen haben ihre Götter nach sich gebildet, die der Neger sind schwarz und plattnasig, die der

Thraker haben blaue Augen und rotes Haar. Homer und Hesiod haben den Griechen einen schlechten Dienst erwiesen, indem sie die Götter nach ihrer Denk- und Lebensweise Diebstahl, Betrug, Ehebruch ohne Scheu begehen ließen. Anstatt von ihnen zu singen und an ihren Festen körperliche Kraft und Gewandtheit zu zeigen, sollte man vernünftige Gespräche über das Wesen der Dinge und den wahren Beruf des Menschen führen. Weisheit ziert den Mann mehr als der olympische Siegespreis.

Was ist aber das Ergebnis des menschlichen Nachdenkens? Daß man die Welt als ein Ganzes erkennt, dem eine belebende Kraft zugrunde liegt. Diese eine Kraft, der jede Mannigfaltigkeit von Organen und Funktionen fehlt, verdient allein den Namen Gott. Sie ist der Quell des Lebens, nicht Wasser und Feuer, nicht Zahlen und Atome. —

Das zweite Haupt der eleatischen Schule, Parmenides, ist dem Gründer an Einsicht und praktischer Begabung gleich, aber vorsichtiger. Im fünfundsechzigsten Lebensjahr kam er zum Fest der großen Panathenäen nach Athen, wo der junge Sokrates ihn kennen lernte. Das Eine, in dem und durch das alles ist, möchte er nicht Gott nennen, weil sich an diesen Namen die Vorstellung eines Einzelwesens anknüpft, sondern das Seiende, das, was immer ist, kein Werden und kein Vergehen hat. Erfassen kann es nur die denkende Vernunft, während die trügerischen Sinne uns eine Mannigfaltigkeit von Dingen vorgaukeln. Die Vernunft zeigt uns das Bleibende, das Ewige. Für die Sinne gilt das πάντα ῥεῖ des Heraklit; für die Vernunft heißt's πάντα ἡρμεῖ (Alles ruht).

B. Anaxagoras.

Geboren in Klazomenä, lebte er seit 456 in Athen. Er war Lehrer und Freund des Perikles, der ihm Befreiung vom Aberglauben und jene tiefe Einsicht verdankte, durch die der überlegene Geist die Volksmasse nach seinem Willen lenkt. Auch Euripides, Thukydides und vielleicht Sokrates waren unter seinen Schülern. Über dem Forschen versäumt Anaxagoras das eigene Hauswesen und Vermögen. Der Verarmte muß den Perikles erinnern: „Wer der Lampe bedarf, gießt Öl zu.“ Die Feinde des Perikles klagten ihn (wie den Phidias) der Gottlosigkeit an, um damit den Staatsmann zu treffen. Er stirbt, zweiundsiebzig Jahre alt, in Lampsakus.

Aus dem reinen Sein ist so wenig als aus den Atomen allein die weltbildende Kraft abzuleiten. Nur ein Wesen, das die vollkommenste Einsicht mit der höchsten Kraft verbindet, kann der Mittelpunkt des Universums sein. Anaxagoras steht (nach Aristoteles) unter seinen Vorgängern wie ein Nüchterner unter Träumern, indem er die Urkraft als νοῦς, als Vernunft begreift, die allem seine Bahn vorschreibt. Der Nous hat die formlose Masse der Atome so verbunden und organisiert, daß sich die gleichartigen Bestandteile, die Homoiomerien, zusammenfinden; er waltet um so mehr in ihnen, je mehr die mannigfaltigen Organe zur Einheit verbunden sind. So ist er deutlicher zu erkennen in den organischen als in den unorganischen Körpern, deutlicher in den Tieren als in den Pflanzen, deutlicher im Menschen als in den Tieren. Er allein ist imstande, uns über die Vorspiegelungen und Täuschungen der Sinne hinaus zur wahren Erkenntnis zu erheben.

Mag Sokrates klagen (Phaidon, 46. 47), daß Anaxagoras die zweckmäßige Anordnung der Dinge im Weltall mehr auf Licht und Äther als auf das Walten eines höheren Geistes zurückführe, er erkennt ihm doch das Verdienst zu, die Idee eines vernünftigen Weltordners in die Philosophie eingeführt zu haben.

C. Die Sophisten.

Wenn der göttliche Verstand die Welt regiert, so hat der Mensch um so mehr Anspruch auf das Regiment, je mehr er seinen Verstand, das Göttliche in ihm, ausbildet. Der Lösung der Welträtsel nachzudenken, mag zwar innere Befriedigung gewähren, aber davon allein hat selbst Anaxagoras nicht leben können. Wer aber durch überlegene Geisteskraft die beschränkte Masse beherrscht, der kann bei der demokratischen Staatsverfassung zu den höchsten Ehrenämtern und damit zum Vollgenuß des Lebens gelangen.

Es gilt also, Verstand und Sprachtalent recht auszubilden, um die Rede überzeugend zu machen und dadurch die Menschen nach unserem Willen zu lenken. Die Sophisten machen Grammatik, Stilistik, Rhetorik zum Gegenstand der Forschung. Sie weisen ihre Schüler an, an jede Sache den Maßstab ihrer eigenen Erkenntnis zu legen und sie von dem Gesichtspunkte aus zu betrachten, der am meisten Vorteil bringt. *Ἄνθρωπος μέτρον πάντων. Τὸν ἤτιο λόγον κρείττω ποιεῖν.* Da der Unterricht darauf ausgeht, dem Schüler materielle Vorteile zu verschaffen, so braucht er nicht nach der Weise der Philosophen unentgeltlich erteilt zu werden. Im Gegenteil, er ist höher als jede andere Unterweisung zu bezahlen.

Die Sophisten trugen eine scharfe Ausbildung des Verstandes und die Kunst der wirkungsvollen Gedankenmitteilung in weite Kreise. Sie haben die Blütezeit der Philosophie in Athen vorbereitet. Wenn der anfangs ehrenvolle Name später zum Schmähwort wurde, so lag es darin, daß die Sophisten mehr und mehr die Wahrheit ganz vom subjektiven Meinen abhängig machten und die Philosophie zu einem Erwerbsmittel erniedrigten.

Die Eleaten bezweifeln die Zuverlässigkeit der Sinne, halten aber um so mehr vom Denken; die Sophisten aber bestreiten auch die Zuverlässigkeit des Denkens und erklären es damit überhaupt für unmöglich, zu einer allgemein gültigen Erkenntnis der Wahrheit zu kommen. Es kommt auf dasselbe heraus, ob ich alles oder ob ich nichts für wahr halte.

Besondere Erwähnung verdienen: 1. Protagoras aus Abdera. Wahr ist nur, was mir gegenwärtig wahr scheint; gut, was mir dienlich ist. Tugend und Religion sind zu achten, wenn sie auf mein Gemüt, meine Willenskraft wohltätig wirken. Andernfalls gebe ich sie auf, denn an sich ist nichts verbindlich, eine objektive Wahrheit gibt's nicht. Ob es Götter gibt oder nicht, weiß ich nicht; unsere Forscherkraft reicht nicht so weit. Eine Schrift dieses Inhalts wurde auf dem Markt verbrannt und Protagoras aus Athen vertrieben (411). Er ertrank auf der Fahrt nach Sizilien. 2. Gorgias kam 427 mit einer Gesandtschaft seiner Vaterstadt Leontini nach Athen. Seine Beredsamkeit diente nicht nur dem politischen Zweck, sondern fand auch in weiteren Kreisen Bewunderung, sodaß er dauernd in Athen blieb. Seine stattliche Erscheinung, das gewählte Kostüm, die

Sicherheit des Auftretens, der Glanz seltener oder neugebildeter Worte, das Spiel des Witzes und der symmetrische Bau der Perioden, alles dient dem einen Zwecke, im Hörer die Vorstellungen zu wecken, die den Absichten des Redners dienen. *τοργυλάζειν* wird der Künstlerausdruck für schillernde Rhetorik. Er stirbt mit der schönen Phrase: Nun überläßt der Schlaf mich meinem Bruder, dem Tode. 3. Prodikos von Keos gehört zu den besseren Sophisten, die eine volkstümliche Moral bestehen ließen. Von ihm hörte Sokrates die sinnige Parabel vom Herkules am Scheidewege. Reichtum ist nur in den Händen guter Menschen ein Segen, im Besitz der schlechten ein Fluch. 4. Hippias von Elis war so vielseitig gebildet, daß er jede Frage alsbald in wohlgesetzter Rede beantwortete.

IV.

Die drei grossen Meister.

A. Sokrates.

Geboren ist er 469 in Athen als Sohn des Bildhauers Sophroniskos und der Hebamme Phainarete. Er gibt die erst geübte Kunst des Vaters auf aus Heißhunger nach Wissen. Ein Pythagoräer unterrichtet ihn in der Musik; er sucht den Eleaten Parmenides auf, liest die Werke des Heraklit und Anaxagoras, hört die Vorträge der Sophisten. Über der geistigen Ausbildung versäumt er die körperliche nicht; er bleibt bis in sein Alter ein eifriger Besucher der Gymnasien. Gesund, jeder Entbehrung gewachsen, erfüllt er gewissenhaft seine bürgerlichen Pflichten, rettet als Soldat bei Potidäa

dem Alcibiades, bei Delion dem Xenophon das Leben, fürchtet die Pest so wenig als den Feind; übrigens ohne jede Neigung zum Kampf. Als Staatsbürger tritt er nach der Schlacht bei den Arginusen ebenso unerschrocken der aufgeregten Volksmasse entgegen wie nachmals den dreißig Tyrannen. Doch widmet er sich den Staatsgeschäften nicht weiter, als es die Gesetze verlangen. Das Regiment in der bescheidenen Häuslichkeit und über die drei Kinder bleibt Xanthippe überlassen. Die äußere Erscheinung — silenartig, breitschulterig, korpulent, mächtiger kahler Schädel, aufgestülpte Nase, aufgeworfene Lippen — deutet ein Physiognomiker auf Dummheit, Stumpsinn und Wollust; Sokrates gibt zu, die Anlage dazu gehabt zu haben, sie sei aber von ihm unterdrückt worden. Beim fröhlichen Mahl ist er kein Spielverderber, aber auch die Entbehrung kann er ertragen. Seinen Willen der Erkenntnis unterzuordnen und es in dieser soweit als möglich zu bringen, ist seine Lebensaufgabe, seine einzige Leidenschaft.

Die auffallende Persönlichkeit, das Mißverhältnis zwischen Körper und Geist, die attische Urbanität und Spottlust ziehen die Jugend zu ihm hin; er zählt die Begabtesten und Vornehmsten zu seinen Schülern. Bezahlen läßt er sich nicht, doch schicken ihm die jungen Freunde aus eigenem Drang das Notwendigste.¹⁾ Alcibiades erkennt in der Hülle des Silen das herrliche Götterbild und verbirgt seinen stolzen Hahnenkamm vor dem überlegenen Lehrer; der sonst so ruhige Philister

¹⁾ Die Unsicherheit und Unregelmäßigkeit dieses Erwerbs erklären die öftere Mißstimmung der Xanthippe.

Xenophon schwärmt für ihn; den herrschstüchtigen Kritias und den enthusiastischen Chairephon, Euripides, Plato, Aristipp, die verschiedenartigsten Charaktere weiß er nicht nur anzuziehen, sondern so zu fassen, daß sie einen dauernden Eindruck mitnehmen.

Und doch hat die Sokratische Methode nichts von dem rhetorischen Glanz des Gorgias. Er geht vom Nächstliegenden, der augenblicklichen Beschäftigung, einem Sprichwort, einem Einfall aus, um eine zwanglose Unterhaltung anzufangen, die scheinbar bloß der Neugier dient. Er stellt sich wißbegierig und möchte gern von dem jungen Staatsmann oder Arzt oder Soldaten hören, was dieser unter Gerechtigkeit, Gesundheit, Tapferkeit usw. versteht. Den harmlosen Antworten stellt er Fälle entgegen, die das Unzureichende der gegebenen Erklärung aufdecken. Sokratische Ironie. Der Schüler muß zurücknehmen, was er mit jugendlicher Schnelligkeit behauptet. Aber nicht darum ist's dem Meister zu tun, ihn in Verlegenheit zu setzen, er soll nur nicht zu wissen glauben, was er nicht weiß, soll von der mangelhaften Erklärung zu einer alle Fälle umfassenden gebracht werden. Durch die Begriffsbestimmung muß die Beziehung der Sache, z. B. der Frömmigkeit, Tapferkeit usw., zum Menschen deutlich werden. Zu erforschen, was dem Menschen gut und nützlich ist, darin sieht Sokrates die Aufgabe der Philosophie; nicht in dem Bemühen, die Entstehung des Weltalls zu begreifen.

Was aber gut und nützlich ist, bestimmt nicht der Einzelne nach seinem Belieben. Die Sophisten irren, wenn sie das Denken überhaupt für unzuverlässig halten

und die Möglichkeit bestreiten, zu einer allgemein gültigen Erkenntnis der Wahrheit zu kommen. Was Wahrheit ist, wird durch richtiges Denken, durch gemeinschaftliche Untersuchung der Zuständigen gefunden. Daraus ergeben sich für ein bestimmtes Gemeinwesen bestimmte Normen, die Staatsgesetze. Daß ihnen zu folgen gut ist, lehrt schon die Strafe, die der Übertretung folgt. Aber sittlichen Wert hat der erzwungene Gehorsam nicht; der Weise gehorcht den Staatsgesetzen aus eigener Überzeugung. Und wie die Menschen nicht nur durch den Staat, sondern auch durch manche andere Bande verknüpft sind, so gibt es neben den geschriebenen Gesetzen ungeschriebene, wie Dankbarkeit, Mutterliebe und Selbstbeherrschung, den Eckstein der Tugend.

Kennt und billigt der Mensch die geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze, so wird er auch darnach handeln. Denn niemand, es sei denn ein Narr, wird wesentlich gegen das handeln, was er als gut und nützlich erkannt hat. Ohne Kenntnis und Einsicht aber kann auch niemand etwas tun, was gut zu heißen verdient. Tugend ist Wissen, eine Tugend ohne Wissen gibt es nicht. Der Tugendhafte sündigt nicht, weil er weiß, was ihm gut und nützlich ist, und er findet in der Tugend sein Glück. Der Schlechte sündigt aus Unwissenheit, diese Unwissenheit ist sein Unglück.

Das Handeln in bewußter Übereinstimmung mit den geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen war dem Sokrates so sehr zur zweiten Natur geworden, daß er kein Bedürfnis empfand, seine Lehre aufzuschreiben; er wirkte mehr durch seine Persönlichkeit als durch

seine Lehre. Infolge dessen sind Lehre und Persönlichkeit nur in der Gestalt auf die Nachwelt gekommen, die ihnen die Schüler, vor allem Xenophon und Platon, gegeben haben. Die Verschiedenheit in der Auffassung ist selbstverständlich.

So verträgt sich nicht recht mit dem Bilde des klaren Denkers der Glaube an einen persönlichen Schutzgeist, Daimonion, ein göttliches Wesen, das besonders dazu bestimmt ist, ihn vor allem Schädlichen zu warnen. Das Daimonion des Sokrates ist nicht bloß der innere Takt, „der reine stille Wink des Herzens“¹⁾; es ist ein persönliches Wesen, durch das die allwaltende Gottheit ihn vor drohenden Gefahren warnt, wie durch Träume und Orakelsprüche. Erscheint Sokrates im Glauben an solche Stimmen fast schwärmerisch fromm, so teilt er andererseits die Volksvorstellungen von den Göttern so wenig wie Anaxagoras und Protagoras. Er kämpft nicht dagegen, da er wichtigeres zu tun hat, aber er nimmt an ihrem Dienst nur soweit Anteil, als es die Staatsgesetze verlangen, und Zeremonien, wie die Eleusinischen Mysterien, haben für ihn keinen Wert.

Das genügte für den Komödiendichter Aristophanes, Sokrates den Sophisten zuzuzählen und den volkstümlichen Philosophen als ein Zerrbild auf die Bühne zu bringen, das die Wolken anbetet und die Jugend um alle Pietät bringt. Die possenhafte Anklage bereitet die gerichtliche vor.

Sokrates gehörte in der Religion nicht zu den

¹⁾ Goethes Tasso III, 2: Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust, Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an, Was zu ergreifen ist und was zu flich'n.

Altgläubigen. Er war in der Politik ein Feind der zügellosen athenischen Demokratie. Alcibiades, der das schrecklichste Unglück über den Staat gebracht, Kritias, der schlimmste unter den dreißig Tyrannen, Xenophon, der in Persien auf der Seite der Erbfeinde, der Spartaner, kämpfte, waren seine Schüler gewesen. Seit sich in Athen die demokratische Partei mit der altgläubigen zu gemeinsamer Herrschaft vereint, konnte eine Anklage gegen ihn Erfolg haben. Anlaß gab, daß sich der Lederhändler Anytos, der Redner Lykon und der Dichter Meletos persönlich von Sokrates gekränkt glaubten. Die Anklage lautete: Sokrates glaubt nicht an die Staatsgötter, führt andere ein, verdirbt die Jugend. Hätte er die übliche Zerknirschung gezeigt und dem großen Volksgericht geschmeichelt, so würde man vermutlich den gefährlichen und unbegreiflichen alten Mann ausgewiesen haben. Aber seine stolze Verteidigungsrede, wenn sie auch in Platos Apologie wunderbar idealisiert ist, der spöttische Strafantrag nach dem Schuldig (Speisung im Prytaneum) mußten die Zahl seiner Gegner mehren. Ihm war's recht, da er der Verbannung den Tod vorzog und diesem mit völliger Klarheit entgegenzugehen für den schönsten Abschluß seines Erdenlebens ansehen mochte. Der Aufschub der Hinrichtung um dreißig Tage gab Kriton Anlaß zu einem Rettungsversuch, den Sokrates standhaft ablehnte. Seinen Triumph über den Tod schildert wunderbar Platos Phädon. Er starb im Mai 399.

Sokrates vereinte im Kern seines Wesens einen ganz ungewöhnlichen Verstand mit einer nicht minder ungewöhnlichen Fröm-

migkeit. Seine Bedeutung für die Geschichte der Philosophie besteht darin, daß er in dem geordneten und übereinstimmenden Nachdenken der Besten und Weisesten unseres Geschlechts die feste Grundlage für die Erkenntnis der Wahrheit und das sittliche Handeln fand.

B. Platon.

Der rechte Geisteserbe des Sokrates ist Platon, geboren 429 in Athen aus altangesehener Familie. Kritias war ein Neffe seiner Mutter Periktione. Ein sinnvoller Mythos erzählt, daß Apollo sich der Periktione verbunden und ihrem Gemahl Ariston im Traum befohlen habe, das Kind ihm und dem Pan auf dem Hymettus zu weihen. Jedenfalls erhielt der begabte Musensohn vielseitigen Unterricht, in der Gymnastik, Grammatik, Musik, Geometrie, Zeichenkunst. Der Lehrer der Gymnastik soll den Knaben, der ursprünglich wie der Großvater Aristokles hieß, Platon genannt haben, sei es wegen der Breite von Stirn und Brust, sei es wegen des Umfangs der Geisteskräfte. Er brachte es früh zu einem Siege in den isthmischen Spielen; er versuchte sich in der lyrischen und epischen Poesie. Schon will er auch im Drama mit einer Tetralogie um den Preis ringen, da gewinnt ihn Sokrates für die Philosophie. In der Nacht vor seinem Besuch träumte Sokrates, ein Schwan fliege ihm zu, die Federn wüchsen ihm auf seinem Schoß, zuletzt entschwebe er ihm mit süßem Gesang. Der feinsinnige und tiefe Schüler bringt Poesie in die nüchternen Wahrhaftigkeit der sokratischen Schule. Schön war sein Verhältnis zum Meister. Als dieser einen

Schüler gar zu sehr bloßgestellt, sagte Platon: „Wäre es nicht besser gewesen, ihm das allein zu sagen?“ Darauf erwiderte Sokrates: „Und du, Platon, hättest du nicht besser getan, mir das allein zu sagen?“ Beim Prozeß des Sokrates will sich Platon mit anderen für eine Geldstrafe verbürgen. Am Tage der Hinrichtung liegt er krank zu Hause. Dann verläßt er Athen und sucht sich auf Reisen weiterzubilden; besonders macht er's sich zur Aufgabe, eine bessere Staatsverfassung zu finden als die demokratische in Athen. In Megara verweilt er beim Eukleides, einem eifrigen Schüler des Sokrates in der Kunst der Begriffsentwicklung. (Nicht zu verwechseln mit dem Mathematiker Eukleides, der um 300 in Alexandria lehrte). In Ägypten lernte er die geheime Weisheit des Priesterregiments kennen, aber zugleich auch dessen Habsucht und religiösen Fanatismus. In Tarent verkehrte er mit den Pythagoreern. In Syrakus schloß er mit Dion, dem Schwager des Tyrannen Dionysius (406—367), Freundschaft. Immer bemüht, die Staatsverfassungen kennen zu lernen und auf ihre Verbesserung hinzuwirken, trat er auch mit Dionysius in Verbindung, wie er schon früher in Kyrene und Megalopolis an der Neugestaltung der Staatsordnung teilgenommen hatte. Aber bald gerieten der Philosoph und der Tyrann hart aneinander, angeblich über der Frage, ob es dem Staatsmann erlaubt sei, schlechte Mittel zu guten Zwecken anzuwenden. „Deine Rede ist die eines Altersschwachen“, erklärte Dionys. „Und die deine“, lautete die rasche Antwort, „die eines Tyrannen“. Nur durch Dions Fürsprache dem Tode entgangen, wurde Platon in Ägina als Sklave verkauft. Ein Kyrenaiker,

Annikeris, löste ihn für zwanzig Minen (1560 Mark) aus und brachte ihn nach Athen zurück 388. — Hier lehrte er nun fast zwei Jahrzehnte in der Akademie, dem Gymnasium zwischen dem äußeren Kerameikos und Kolonos. Von dem Lösegeld, das Dion oder die Schüler dem Annikeris ersetzen wollten, während dieser es ausschlug, wurde hier dem Platon ein Garten gekauft. Ein Teil desselben, der sog. Musenhain, trug die Inschrift: Kein Nicht-Mathematiker komme unter mein Dach.¹⁾ In der Tat war Geometrie ein Hauptgegenstand des Unterrichts. Derselbe war übrigens unentgeltlich. Die Gesprächsform herrschte vor. Der Charakter war etwas ernster als bei Sokrates. Gemeinschaftliche bescheidene Mahlzeiten fehlten nicht; aber man sagte davon: „Wer beim Platon speist, befindet sich auch am nächsten Tage wohl“. Übertriebene Enthaltensamkeit war ihm ebenso zuwider als Üppigkeit und Luxus.

Im Todesjahr Dionysius I (367) folgte er einer Einladung des Dion zu dessen Sohn und Nachfolger, nicht als unterwürfiger Hund, wie ihm der Kyniker Diogenes vorwarf, sondern aus Freundestreue und in der Hoffnung, sein Staatsideal zu verwirklichen. Anfangs wurde er hochgefeiert. Der Hof des jüngeren Dionys nahm einen philosophischen Charakter an. Doch dauerte die Herrlichkeit nur vier Monate. Dann wurde Dion wegen herrschsüchtiger Bestrebungen verbannt und Platon folgte ihm nicht ohne Schwierigkeit nach Athen. Sechs Jahre später nach Syrakus zurückgerufen, stellte Dion die Bedingung, daß Platon ihn begleite. Dieser wurde feierlich in einem Kriegsschiffe von Athen abgeholt. Doch kam

¹⁾ Μηδεις ἀγεωμέτρητος εἰσὶτω μου τὴν στέγην.

es bald zu neuen Spaltungen zwischen Dion und Dionys. Platon mußte, seines Lebens nicht sicher, unter Mietfremden wohnen, bis er mit dem Freunde das Land verlassen durfte.

Seit 360 wieder in Athen, erreichte er in ungeschwächter Gesundheit das erwünschte Alter von 9×9 Jahren. Er starb 348, seinem Daimonion und dem Glück dankend, daß er als Mensch, nicht als unvernünftiges Tier, als Grieche und nicht als Barbar geboren sei und daß er den Sokrates zum Lehrer gehabt habe. Die Akademie blieb noch mehr als acht Jahrhunderte hindurch eine geweihte Stätte für die griechische Philosophie.

Von seinen (24) Werken kommen für die Schule vorzugsweise die Apologie, Kriton und die erzählenden Abschnitte des Phädon in Betracht; ausnahmsweise werden wohl auch Eutyphron, Gorgias, Protagoras und ein Teil des Symposion gelesen. Die eigentümliche Verbindung tiefer philosophischer Forschung mit der poetischen Gestalt des Dramas, die scharfe Charakteristik der Personen in ihrem lebhaften Wechselgespräch, die wunderbare Ausbildung der attischen Prosa zu einem Wohlklang, der es mit der höchsten poetischen Form aufnehmen kann, geben der Lektüre des Platon einen unvergleichlichen Reiz.

Sein philosophisches System nach allen Seiten zu entwickeln, ist sehr schwierig. Hier genüge ein Hinweis auf Ideenlehre und Ethik.

Die Wahrnehmungen unserer Sinne geben uns Kunde von dem, was die Außenwelt gegenwärtig für unser Auge, Ohr usw. ist, über diese stets wandelbaren Beziehungen, nicht aber über ihr Wesen. Was hilft's, daß wir uns

die Figuren einprägen, die eben jetzt die Wolken am Himmel bilden; wir wissen darum doch nicht, was eine Wolke ist. Wir sitzen festgebunden vor einer Höhle, das Auge auf die Wand derselben gerichtet. Was nun hinter unserem Rücken vorbeigeht oder vorbeigetragen wird, das wirft, ebenso wie wir selbst, seinen Schatten auf die Wand, da hinter den Dingen ein Licht brennt. Da bemerken wir denn neben den wandelnden Schatten gestalten unsere eigene, aber von den Urbildern werden wir nichts gewahr. Unsere ganze Weisheit besteht darin, daß wir uns die Reihenfolge jener Schatten merken, ihnen Namen geben, mit ihnen die Schälle, die von außen kommen und an der Höhlenwand widerhallen, in willkürliche Beziehung bringen und daran allerlei Vermutungen und Prophezeiungen für die Zukunft knüpfen. Ergreift uns nun aber die Sehnsucht, aus dieser Welt der Schatten heraus zu dem Wahrhaft-Seienden zu kommen, so befreit uns die Philosophie auf rauhem steilem Pfad aus der Kerkerhaft der Höhle und bringt uns an das Sonnenlicht. Da lernen wir dann, wenn erst die ungewohnte Helle uns nicht mehr blendet, die Dinge in ihrer wahren Gestalt kennen. Diese wahre Gestalt ist die Idee. Sie ist nicht dasselbe mit dem Begriff. Der Begriff ist das, was viele Wahrnehmungen unter sich begreift, der Ausdruck für das Gemeinsame vieler Wahrnehmungen. Die Begriffsbildung führt vom Einzelnen zum Allgemeinen; in der Idee wird das Allgemeine wieder als ein Einzelnes angeschaut. Der Begriff ist nicht anschaulich, steht nicht lebendig vor der Seele. Die Seele aber verlangt nach Anschauung. Und diese bietet ihr die Urgestalt der Dinge, die Idee, die nicht nur das Bleibende ist in der

Flucht der Erscheinungen, sondern auch das vollkommene Ur- und Vorbild, das παράδειγμα, wie es in der Seele des Weltbildners vorhanden war, während es durch kein einzelnes Exemplar erreicht wird. Das Reich der Ideen ist die ursprüngliche Heimat unserer Seele. Die Liebe zum Schönen, der Eros, ist nichts als das Verlangen nach jenem Reich, das durchleuchtet und erwärmt wird von der Idee des Guten, der Gottheit selbst, deren irdisches Abbild die Sonne ist.

Für die Sittenlehre sind drei Grundtriebe zu unterscheiden: 1. die Begierde (τὸ ἐπιθυμητικόν), die ihren Sitz im Magen hat und als Reproduktionskraft der Erhaltung des Organismus dient; 2. der Mut oder Eifer (τὸ θυμοειδές), der in der Brust wohnt und als Irritabilität den Organismus schützt; 3. der Erkenntnistrieb (τὸ λογιστικόν), der im Kopfe vorzugsweise zu suchen ist und als Sensibilität die Bekanntschaft mit der Außenwelt vermittelt. Die sittliche Forderung geht nun dahin, die Begierde aus der Zügellosigkeit (ἀκαλασία) zur Mäßigung (σωφροσύνη), den Mut aus der natürlichen Verzagtetheit (δειλία) zur Tapferkeit (ἀνδρεία), den Erkenntnistrieb aus der Torheit (μωρία) zur Weisheit (σοφία) zu führen. Wenn jeder Trieb seine Aufgabe recht begreift und erfüllt, so ist der Normalzustand (δικαιοσύνη) erreicht.

Daraus ergibt sich auch die Aufgabe des Staates. Hier sind, den Seelenvermögen entsprechend, die drei Stände der Bürger, der Wächter und der Herrscher zu unterscheiden, oder der Nähr-, Wehr- und Lehrstand. Vergleicht man den Staat einem Zweigespann, so ist der Nährstand ein langsames, in Angelegenheiten des Ganzen ziemlich träges Pferd an demselben; der Wehrstand da-

gegen ein feuriges Roß, das den Wagen leicht durch übergroße Tatkraft gefährden kann. Führt aber der Lehrstand, d. h. die wahrhafte Philosophie, die Zügel, so wird das eine Pferd zu den notwendigen Leistungen angetrieben, das andere im Zaum gehalten, damit es nicht über die Stränge springt, und so auch hier der Normalzustand, die *δικαιοσύνη*, erreicht. In Platons Idealstaat hat sich der Einzelne durchaus dem Ganzen unterzuordnen. Jeder tritt in die Stelle ein, zu welcher er nach seiner natürlichen Anlage geeignet ist. Die beiden oberen Stände haben Weiber und Kinder gemeinsam; sie erhalten ihren Lebensunterhalt vom Nährstand, haben aber selbst kein Eigentum. Schwächliche und verkrüppelte Kinder werden wie in Sparta beseitigt. Die Stände sind nicht abgeschlossene Kasten; vielmehr stellt die Regierung jeden dahin, wohin er nach Körper und Geist gehört.

C. Aristoteles,

der Geisteserbe des Platon, wie dieser des Sokrates, ist geboren 384 in der thracischen, nachmals makedonischen Stadt Stageira (jetzt Stavro). Sein Großvater Machaon und sein Vater Nikomachos waren Ärzte, Nikomachos der Leibarzt des Königs Philipp von Makedonien. Früh vaterlos kommt der siebzehnjährige Jüngling zum fünfundvierzig Jahre älteren Platon nach Athen. Er gilt ihm als bevorzugter Schüler, der aber des Zügels bedarf. Bald beginnt er auch selbst in der Rhetorik zu unterrichten. Er legt mehr Wert auf seine äußere Erscheinung als Platon. Nach dessen Tod besucht er seinen Freund Hermeias, den Tyrannen von Atarneus (gegenüber Lesbos). Er feiert diesen durch ein Gedicht

und ein Opfer, nachdem er im Kampf für hellenische Freiheit gefallen; er heiratet dessen Schwester. Von König Philipp nach Pella berufen, die Erziehung des dreizehnjährigen Alexander zu leiten, widmet er sich vier Jahre mit voller Hingabe diesem Beruf. Ihm vor allen verdankt Alexander die überragende Weltbildung. Der dankbare Zögling gewährt den naturwissenschaftlichen Forschungen des Lehrers reichste Unterstützung und hört auch sonst auf seinen Rat. Das Verhältnis lockert sich erst, als der Neffe des Aristoteles, Kallimachos, in Baktra ein Opfer seiner Ruhmredigkeit geworden. Nach Athen 335 zurückgekehrt, lehrte Aristoteles dreizehn Jahre im Lykeion (Lyzeum), einem zweiten, durch die Philosophie geweihten Gymnasium. Der Unterricht für den engeren Kreis (die Esoteriker) wurde morgens beim Wandeln durch die Säulengänge erteilt (Schule der Peripatetiker *περιπατεῖν*), abends hielt Aristoteles öffentliche Vorträge für den größeren Kreis. Kommerzregeln (*Νόμοι συμποτικοί*) wurden für die Festabende gegeben. Nach dem Tode Alexanders klagten ihn die fanatischen Makedonierfeinde (Eurymedon) der Gottlosigkeit an, weil er den Tyrannen Hermeias als Heros gefeiert. Er verließ die Stadt, damit sich die Athener nicht zum zweitenmal an der Philosophie versündigten. Er starb in Chalkis auf Euböa an einem Magenleiden 322. Sein Testament ist ein Beispiel rührender Sorge für die Seinen bis zu den Sklaven.

Seine Schriften, vielfach nur in mangelhafter und verstümmelter Weise erhalten, umfassen alle Gebiete der Philosophie, Logik, Naturwissenschaft (*φυσικά*), Metaphysik (Name von der Stellung in der Gesamtausgabe hinter den naturwissenschaftlichen Werken, *μετὰ τὰ φυσικά*).

Da diese Schriften mit einer Kritik der platonischen Ideenlehre beginnen und die höchsten Fragen der Philosophie berühren, versteht man heute unter Metaphysik die Lehre vom Übersinnlichen. Vergl. Faust, Schülerzene: „Nachher vor allen andern Sachen, Müßt ihr euch an die Metaphysik machen! Da seht, daß ihr tief sinnig faßt, Was in des Menschen Hirn nicht paßt“ usw. Dann folgen Ethik, Politik, Rhetorik und Poetik.

Aristoteles ist der kenntnisreichste und scharfsinnigste unter den alten Philosophen. Niemand hat es so wie er verstanden, das vorhandene menschliche Wissen zu sammeln, nach festen, aus der Natur der Dinge genommenen Gesichtspunkten zu ordnen und damit zur Wissenschaft zu erheben. Von besonderer Bedeutung ist die Metaphysik, insofern sie die Lehre vom menschlichen Intellekt betrifft, die Logik, die er schon nahezu zur Vollendung gebracht hat, und die Poetik. Platons Ideenlehre und Politik billigt er nicht.

Aristoteles leitet aus den Wahrnehmungen der Sinne die Begriffe ab. Wie man von den Formen der Dinge absehen muß, um zum Begriff der Materie zu kommen, so läßt sich aus den Einzelheiten verwandter Sinnesindrücke überhaupt ein Allgemeines abziehen. Aber deshalb neben den Dingen, die sich unseren Sinnen zeigen, noch andere anzunehmen, die über diesen stehen, ihnen äußerlich ähnlich, aber vollkommener und unvergänglich sind, ist eine Ungereimtheit. Es gibt so wenig einen Urmenschen, ein Urpferd, als es ewige Menschen und Pferde gibt. Gewiß muß etwas vorhanden sein, was die Materie in Bewegung setzt und man kann diese Urkraft (τὸ πρῶτον κινῶν) die Gottheit nennen. Was sich

aber unseren Sinnen zeigt, ist der dem Einzelding inwohnende Trieb, sich zu seiner Besonderheit zu entwickeln. Diesen Trieb nennt Aristoteles die Entelechie (ἐντελέχεια), das Streben, sich auszuwachsen, wie wir's im Saatkorn, im befruchteten Ei, in allem Organischen vorfinden. Hier gilt das Wort, das Ganze sei eher da als die Teile (ὅλον πρότερον τῶν μερῶν). Je harmonischer und ungestörter sich ein Keim nach der ihm eigenen Entelechie entwickelt, um so vollkommener wird das Geschöpf. Je vollkommener es wird, um so mehr wächst seine Glückseligkeit. Die Vollkommenheit aber besteht im rechten Maß, in der Mitte zwischen den Extremen des Zuviel und Zuwenig. Das bewußte Streben des Menschen nach dieser Mitte nennen wir Tugend.

Für seine Entwicklung ist der Mensch auf das gemeinschaftliche Leben angewiesen; er ist ein ζῷον πολιτικόν. Die geordnete bürgerliche Gesellschaft, der Staat, schreibt dem Einzelnen die Gesetze vor, die zur Erhaltung und Ausbildung des gemeinschaftlichen Lebens erforderlich sind. Aber der Mensch erreicht die harmonische Ausbildung nicht und der Staat verfehlt seinen Zweck, wenn die Individualität zugunsten der bürgerlichen Gemeinschaft unterdrückt wird. So lassen sich auch allgemeingültige Vorschriften über die beste Staatsform nicht aufstellen, da die besonderen geographischen und geschichtlichen Verhältnisse überall berücksichtigt werden müssen. In der Regel möchte indessen die Aristokratie der Einsichtigsten oder ein durch sie beschränktes Königtum den Vorzug verdienen.

Plato verhält sich nach einem schönen Goetheschen Wort zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt,

einige Zeit auf ihr zu herbergen, weniger, um sie kennen zu lernen, als um ihr mitzuteilen, was er von oben mitbringt und sie mit Sehnsucht darnach zu erfüllen. Aristoteles steht mit festen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde. Er prüft den Boden wie ein Baumeister nicht weiter als bis er Grund findet; das Übrige von da bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm gleichgültig. Er umzieht einen ungeheuren Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe. Vergl. die beiden charaktervollen Gestalten im Mittelpunkt von Raphaels Schule von Athen.

V.

Die wichtigsten Philosophenschulen.

A. Kyrenaiker und Epikureer.

Als Stifter der kyrenaischen Schule gilt Aristipp, ein feingebildeter Lebemann, der, vom Ruhm des Sokrates angelockt, vom üppigen Kyrene nach Athen kam. Sokrates zog ihn so an, daß er ihn nicht mehr verließ und nach dem Tode des Meisters als dessen Schüler auftrat. Da er den Lebensgenuß nicht verschmähte, sich für seinen Unterricht bezahlen ließ und bald mit Hetären, bald mit dem Tyrannen Dionysius verkehrte, zählte man ihn meist zu den Sophisten. In Wahrheit gehört er zu den einseitigen Sokratikern. Den Grundsatz des Meisters, daß man sich die Verhältnisse unterordnen, nicht sich ihnen fügen müßte (ἔχω, οὐκ ἔχομαι), wußte er mit seinen Lebensanschauungen zu vereinigen. Alle Tugend, lehrt Sokrates,

ist Wissen. Der Lebemann muß daher vor allem wissen, was ihn angenehm berührt. Dieses sucht er auf und meidet das Entgegengesetzte. Der Weise sucht den Genuß, aber nicht, um sich von ihm beherrschen zu lassen, sondern um ihn zu beherrschen wie der Reiter das Roß. Heftig, leidenschaftlich erregt zu werden, erzeugt Schmerz; gar nicht erregt zu werden, fällt nicht ins Bewußtsein und bringt daher Langeweile (ἀπάθεια). Beide Extreme sind zu meiden, dagegen ist mäßige Erregung die Quelle der Lust. Mäßige Leibesübungen, gesellschaftliches Leben, bei dem man doch seine Eigenart bewahrt, in der Geistesbildung den schönsten Genuß finden, nie die Selbstbeherrschung verlieren, das sind die Wege, die zum Ziel, nämlich zu vielen genußreichen Momenten führen. Mit den Gesetzen stimmt der Weise überein; er lebt ohne dieselben ohnehin so als unter ihrer Herrschaft, da sie ja unter normalen Verhältnissen dem Bedürfnis des Menschen entgegenkommen. — Von den Schriften Aristipps hat sich keine erhalten. Daß er in Griechenland und Rom zahlreiche Anhänger gehabt, unterliegt keinem Zweifel.¹⁾

Weit überragt wird er an Ansehen und Einfluß von seinem Geistesgenossen Epikur. Geboren 342 auf Samos als Sohn eines attischen Kolonisten, kam dieser in seinem siebenunddreißigsten Lebensjahr nach Athen, wo er in seinem Landhaus und Garten mit einem zahlreichen Kreise von Schülern und Freunden ein bescheidenes, von Schmerzen möglichst freies Leben anstrebte. Er starb 270. Noch lange hielten seine Schüler am

¹⁾ Vergl. Horaz, Epist. I, 1, 18. Nunc in Aristippi furtim praecepta relabor Et mihi res, non me rebus subiungere conor.

zwanzigsten jedes Monats eine freundliche Erinnerungsfeier in Epikurs Erbgarten, zu der durch ein Legat die Mittel ausgesetzt waren.

Die Entstehung der Welt leitet Epikur wie Demokrit aus den Atomen her, die sich im leeren Raum durch eigene Kraft zusammenfinden. Götter gibt's zwar unzählige, aber sie kümmern sich nicht um die Welt, da sie genießen, was die Epikureer erstreben, ein ungetrübtes seliges Dasein. (Vergl. die Redensart „wie die Götter Epikurs leben“). Die Seele des Menschen besteht aus feinen, hauch- oder feuerartigen Atomen, der Körper aus gröberen. Im Tode lösen sie sich auf, um neue Verbindungen einzugehen. (Talbot in Schillers Jungfrau von Orleans III, 6: Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich, Der ew'gen Sonne die Atome wieder, Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt). Ist somit das Streben nach Genuß (Hedonismus) auch vollberechtigt, so muß man doch nicht, wie die Kyrenaiker, auf möglichst viel fröhliche Stunden ausgehen, da dem erhöhten Genuß immer die Abspannung folgt. Vielmehr lehrt uns die rechte Einsicht, die als höchste Tugend anzusehen ist, daß das Freisein von jedem körperlichen und geistigen Übel die menschliche Glückseligkeit ausmacht. Der Weise sucht nicht rauschende Gesellschaft; er fühlt sich wohl im stillen Kreise der Freunde. Er fürchtet den Tod nicht, da er uns nicht zum Bewußtsein kommt, aber er sucht ihn auch nicht auf, da mit ihm die Empfindung des Glücks aufhört; es sei denn, um hoffnungslose Krankheit abzukürzen oder schwerem Leiden zu entgehen. Bei der Unvollkommenheit des menschlichen Lebens, meint einer der Epikureer, sei es

immer ein Trost, daß wir dasselbe nach Belieben abkürzen können, was die Götter nicht vermögen, wenn sie auch wollten.

Als den bedeutendsten Schüler Epikurs kann man den Römer T. Lucretius Carus (98—55 v. Chr.) ansehen. Durch sein großes Lehrgedicht „De rerum natura“ will er die Menschen von der Angst befreien, mit welcher sie der religiöse Aberglaube und die Furcht vor dem Tode erfüllen. Fromm sein heißt ihm alles mit ruhigem Geist betrachten können. (Pacata posse omnia mente tueri).

B. Kyniker und Stoiker.

Die Kyniker haben ihren Namen vom Gymnasium Kynosarges in Athen, das die Schüler besuchten, deren Eltern nicht das volle Bürgerrecht hatten. Hier lehrte Antisthenes, Sohn eines Atheners und einer thrakischen Mutter, durch Gorgias zum Rhetor und Sophisten gebildet, nachmals treuer Begleiter des Sokrates. Ihm ist an der Person des Meisters nichts so wichtig als dessen Bedürfnislosigkeit. Sein Ideal ist nicht der urbane Sokrates in Platos Symposion, sondern der Kraft- und Naturmensch, der sich selbst genügt und daher so vieles entbehren kann, was andern als das höchste Gut erscheint, Reichtum, Genuß, Ehre; der selbst dem Familienglück und dem Vaterland kühl gegenübersteht. Der Weise, wenn er auch im abgetragenen Mantel mit Stock und Tasche wie ein Bettler einhergeht, „ist doch einzig und allein der wahre König“. (Nathan der Weise. II, 9). Schon Sokrates erkannte, daß dieser Enthaltbarkeit wohl auch Eitelkeit zugrunde liege. (Ὁρῶ σου διὰ τοῦ περιβάνους τὴν

φιλοδοξίαν). Doch fand die Lehre, daß die Tugend in der Bedürfnislosigkeit bestehe, Beifall und das Beispiel des Antisthenes Nachahmung. Drastischer noch als dieser stellte sein Schüler Diogenes von Sinope den üppigen Zeitgenossen die Selbstgenügsamkeit und Unabhängigkeit des Weisen vor Augen. Er ist mit seinem Leben im Faß, dem Trinken aus der hohlen Hand, der Laterne bei dem Suchen nach Menschen, durch das Gespräch mit Alexander dem Großen und andere Anekdoten einer der populärsten Philosophen geworden. Seinem Beispiel zu folgen, bedurfte es weniger philosophischen Nachdenkens als einer starken Natur und eines kräftigen Entschlusses. Daher die rasche Verbreitung der Kyniker, die indessen bald mehr Tadler als Bewunderer fanden. Als Griechen dachten sie nicht daran, die natürlichen Triebe ganz unterdrücken zu wollen. Daß sie diese aber nach Art der Tiere befriedigten, während der gesittete Mensch gerade bemüht ist, das Tierische seiner Natur zugunsten des Menschlichen zu zähmen, machte diese Weltbürger ohne Besitz, ohne Obdach, ohne die nötigsten Gerätschaften, oft zu einem Ärgernis in der antiken Welt. Was an ihrem Streben berechtigt war, wurde von der Schule der Stoiker aufgenommen und fruchtbar gemacht.

Die Stoiker haben ihren Namen von der *στοά ποικίλη* (Bilderhalle), wo Zenon von Kiton lehrte. Sohn eines Kaufmanns, widmete er sich seit dem zweiundzwanzigsten Lebensjahr in Athen der Philosophie. Nach zwanzigjähriger Vorbereitung in den verschiedenen Schulen trat er um 300 v. Chr. als Lehrer auf. Seine nahen Beziehungen zum König Antigonos von Makedonien erhöh-

ten sein Ansehen. Er soll sich selbst getötet haben, als er im achtundneunzigsten Lebensjahr einen Finger gebrochen. Die Grabschrift rühmte: „Sein Leben war seinen Lehren vollkommen gleich.“ Von seinen Schriften ist nichts erhalten. Einer seiner Nachfolger war Kleantes, aus dessen Hymnus auf Zeus der Apostel Paulus zitiert: *Τοῦ γὰρ καὶ γένος ἑσμεν* (Apostelgesch. 17, 28) und Chrysippus, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, „das Messer der akademischen Knoten“.

In der Physik schließen sich die Stoiker an Heraklit, in der Logik an Aristoteles an; für sie ist wie für die Kyniker die Ethik das wichtigste. Über die Fortdauer der Seele nach dem Tode gehen ihre Meinungen auseinander; einig aber sind sie darin, daß die Aussicht auf Lohn oder Strafe im Jenseits keinerlei Einfluß auf den tugendhaften Menschen üben dürfe. Was nicht in meiner Macht steht, geht mich nichts an; Meinungen, Begierden, Triebe aber stehen in meiner Macht und sie der Vernunft zu unterwerfen, macht das Glück des Weisen aus. Es gibt vier Affekte, von welchen sich der Weise befreien muß, Furcht, d. h. Empfindung des kommenden Übels; Schmerz, Empfindung des gegenwärtigen; Begierde, Verlangen nach kommendem Genuß; Lust, Freude am gegenwärtigen. Es sind nicht die Dinge an sich, die unser Glück und Unglück ausmachen, sondern alles hängt davon ab, wie wir die Dinge aufnehmen. *Ταράσσει τοὺς ἀνθρώπους οὐ τὰ πράγματα ἀλλὰ τὰ περὶ τῶν πραγμάτων δόγματα.* Daraus folgt der Lehrsatz des Seneca: *Si vis tibi omnia subicere, te subice rationi.* Man braucht darum nicht soweit zu gehen wie die Kyniker, daß man auf alles Entbehrliche verzichtet.

Aber dahin muß man's bringen, daß man die irdischen Güter als gleichgültig für das Lebensglück, als ἀδιάφορα ansieht, damit man ihren Verlust nicht als Schmerz empfinde. Mit Epikur stimmen die Stoiker darin überein, daß man nicht wie die Kyrenaiker auf positiven Genuß, sondern nur auf Fernhalten des Schmerzes ausgehen müsse. Ὁ φρόνιμος τὸ ἄλυπον διώκει, οὐ τὸ ἡδύ. In der Praxis nehmen die Stoiker vielfach an allen Genüssen des Lebens teil unter der fortwährenden Versicherung, daß ihnen nichts daran liege. Sehr schweren Leiden gegenüber erschien der Selbstmord als das beste Heilmittel.

Eine herrliche Nachblüte des Stoizismus ist das Handbüchlein Epiktets (ἐγχειρίδιον Ἐπικτήτου). Epiktet war zu Neros Zeiten in Rom Sklave, von seinem Herrn, der ihm durch Schlägen das Bein gebrochen, freigelassen, später von Domitian verbannt, zu Trajans Zeiten in höchster Armut in Rom. Sein Leben und Lehren ist ein fortwährender Lobgesang auf die Vorsehung, sein Grundsatz: ἀνέχου καὶ ἀπέχου, leide und meide! Glücklich ist, wer vernünftig ist und vernünftig ist, wer sich in seiner Seelenruhe weder durch äußere Eindrücke bestimmen läßt (ἀταραξία), noch durch innere Affekte (ἀπάθεια). „Bedenke, daß du nur ein Schauspieler bist und daß es der Dichter in dir ist, der dir deine Rolle bestimmt hat, sei sie kurz oder lang. Sollst du einen Bettler vorstellen, gib' ihn naturgetreu; ebenso einen Krüppel, einen großen Herrn oder schlichten Privatmann. Deine Sache ist's nur, die Rolle gut zu spielen; ausgewählt hat sie dir ein anderer.“ „Sage nie von einem Ding, du habest es verloren, sondern: ich

habe es zurückgegeben. Weib und Kind sind dir gestorben, — du hast sie zurückgegeben.“ „Aber mein Landgut ist mir genommen.“ Du hast es also auch zurückgegeben. „Aber ein Schurke hat's mir entrissen.“ Was kümmert's dich, durch wen es dir der abgefordert hat, der dir's gegeben. So lang er's dir überläßt, sieh's an wie ein Reisender seine Herberge.

Eine nicht minder köstliche Frucht der Stoa sind die Selbstgespräche Marc Aurels (εἰς ἑαυτόν). „Eines laß dir gesagt sein: Sei heiter und nicht bedürftig der Dienste, die von außen kommen, und des Friedens, den andere gewähren. Aufrecht mußst du stehen, ohne daß man dich hält.“ „Wir müssen nur solche Vorstellungen in unserer Phantasie zulassen, über die wir sofort freimütig Auskunft geben könnten, wenn ein guter Freund uns mit der Frage überraschte: Was denkst du im Augenblick?“ „Du bist auf's Schiff gestiegen, bist abgefahren, bist in den Hafen eingelaufen, — so steig' nun aus! Geht's in ein anderes Leben, so ist ja nichts ohne Götter, auch dort nicht. Geht's in einen Zustand der Fühllosigkeit, nun, so hört auch der Wechsel von Freuden und Schmerzen auf und du fühlst dich nicht mehr von einem Behälter eingeengt, der um so unedler ist, je höher der darin Wohnende steht.“ „Flehe die Götter nicht an um die Abwendung eines Übels oder die Gewährung eines Guts; vielmehr um die Gabe, das Eine nicht zu fürchten und das Andere nicht zu begehren.“ —

Epikureer und Stoiker teilten sich in die Herrschaft über die gebildeten Stände im klassischen Altertum, als die christliche Religion ihren Siegeslauf begann.

Das Evangelium fand anfangs nur bei den niederen Klassen Aufnahme; die kleinen Leute, die Sklaven, die Enterbten suchten und fanden darin Trost. Wie fern ihm aber die Jünger Epikurs und der Stoa standen, zeigt die klägliche Aufnahme der Predigt Pauli in Athen (Apostelgesch. 17). Es dauerte noch Jahrhunderte, bis das Christentum auch im Gebiet der Geisteswissenschaft seine Gegner überwunden hatte. Dann aber verstummte in allen Kulturländern die unabhängige Philosophie über ein Jahrtausend, bis sie im 17. und 18. Jahrhundert zu neuer Blüte erwachte.

Zweites Buch.

Der menschliche Intellekt.

I.

Das aufsteigende organische Leben.

A. Unorganische und organische Körper.

Die mannigfaltige Körperwelt um uns teilt sich nach dem durchgreifendsten Unterschied in die unorganische und organische. Die unorganischen Körper bleiben ohne äußere Einwirkung unverändert. Die äußere Einwirkung aber kann stattfinden in mechanischen, physischen und chemischen Prozessen. Beim mechanischen Prozeß wird nur die Form des Körpers verändert, z. B. beim Hammerschlag. Beim physischen gewinnt oder verliert der Körper einzelne Eigenschaften, wenn z. B. das Eisen unter der Einwirkung des elektrischen Stroms magnetisch wird. Im chemischen Prozeß gibt der Körper seine bisherigen Verbindungen auf, um andere einzugehen. — Nach dem Verhältnis ihrer Form zum Raum, der sie umgibt, teilt man die unorganischen Körper in feste, flüssige und luftförmige. Die festen ändern ihre Form

nur bei einer gewaltsamen Einwirkung, die flüssigen nehmen die Gestalt des Raumes an, der sie umgibt, oder unter dem gleichmäßigen Druck der Luft Kugelgestalt, die luftförmigen dehnen sich im Raum aus. Doch ist die Veränderung der Form, insofern nicht andere Prozesse damit verbunden sind, ohne Bedeutung für ihre wesentlichen Eigenschaften.

Die Eigentümlichkeit der organischen Körper dagegen hängt von der Form ab; in ihnen ist das Ganze der bildende und erhaltende Grund der einzelnen Teile. Die Veränderungen, die im Organismus vorgehen, erklären sich nicht nur aus der Einwirkung äußerer Ursachen auf den Stoff des Körpers, sondern mehr noch aus einer im Organismus selbst vorhandenen Kraft. Diese von Anfang auf das Ganze, auf die Gestalt des Organismus gerichtete Kraft ordnet die unorganischen Bestandteile des Keims und seiner Umgebung ihrem Zweck unter (die *ἐντελέχεια* des Aristoteles). Die Bildung des Kristalls ist damit nicht zu vergleichen, denn bei dieser wird der Stoff nicht umgewandelt, die Form entwickelt sich vielmehr aus dem Stoff selbst nach mathematischen und mechanischen Gesetzen, zumeist wenn derselbe aus dem flüssigen in den festen Zustand übergeht. Auch liegt in dem Körper kein Trieb nach weiterer Veränderung. Das organische Gebilde aber wächst, gestaltet seine Nahrungsstoffe um, pflanzt sich fort durch Sprossung und Zeugung und trägt in sich die Notwendigkeit seiner schließlichen Auflösung. Kristalle kann man künstlich herstellen; man kennt die Bedingungen, unter welchen sie sich bilden. Lebewesen aus unorganischen Körpern künstlich zu bilden, ist bisher nicht gelungen.

In der niedrigsten Gestalt erscheint das organische Leben in den schleimigen Gallertmassen auf dem Meeresgrund. Aus diesen eiweißartigen Kohlenstoffverbindungen sondern sich einzelne Schleimklümpchen ab (Möneren), die sich durch Verdichtung eines zentralen Eiweißkörpers zu einer weichen Kugel mit abgrenzender Hülle in Zellen verwandeln. An diese Bläschen aus einer feinen Haut, einem Kern und einer Flüssigkeit zwischen beiden, scheint das organische Leben gebunden.

Der organische Körper ist eine Gesellschaft lebender Zellen. Je mehr diese einander gleichen, um so unvollkommener ist der Organismus. Mit der Unähnlichkeit und Mannigfaltigkeit der Zusammenstellung wächst die Vollkommenheit. Das allen gemeinsame Merkmal aber ist die Kraft, aus der Außenwelt das zur Ernährung und Fortpflanzung Gehörige heranzuziehen und der im lebenden Keim liegenden Gestaltungskraft unterzuordnen. „In der mineralogischen (unorganischen) Welt ist das Einfachste das Herrlichste, in der organischen ist es das Komplizierteste. Man sieht also, daß beide Welten ganz verschiedene Tendenzen haben und daß von der einen zur andern keineswegs ein stufenartiges Fortschreiten stattfindet.“ „Kein Lebendiges ist ein Eins, Immer ist's ein Vieles.“ Goethe.

B. Pflanzen und Tiere.

Die niedrigsten Pflanzen und Tiere, z. B. Algen und Infusorien, sind einfache Zellen, die sich ernähren, anwachsen und durch Teilung vermehren. Etwas gesteigert erscheint das organische Leben schon, wenn sich die Zellen linienweise zu einem Ganzen, den sogenannten

Gefäßen, zusammenordnen. Weiterhin übernehmen dann verschiedene Gruppen besondere Funktionen. So sorgt auf der unteren Stufe der ganze Körper für Ernährung und Fortpflanzung; Infusorien vermehren sich durch Selbstteilung, ein abgelöster Weidenzweig schlägt in feuchter Erde Wurzel. Höher hinauf dagegen sind die zur Ernährung dienenden Organe deutlich von den zur Fortpflanzung bestimmten zu unterscheiden.

Die Eigentümlichkeit der Pflanze besteht darin, daß sie Organe hat, die für bestimmte äußere Reize empfänglich sind, daß sie mittels derselben ihre Nahrung aufnimmt und verarbeitet. Aus dem Überschuß der Nahrung bildet sie Frucht und Samen. Sie tritt damit aus ihrer Vereinzelung heraus und nimmt am Leben der Gattung teil. Das ist das letzte Ziel, die höchste Leistung ihres Lebens, und sie erreicht es durch Organe, auf welche die Außenwelt, Wasser, Erde, Luft, Licht und Wärme direkte Einwirkung üben.

Das Tier hat mit der Pflanze die Empfänglichkeit für Reize gemein. Aber Reize müssen abgewartet werden und sie wirken nur so lange, als die äußere Ursache sie hervorruft. Das Tier mit seinen mannigfaltigen Bedürfnissen und Beziehungen zur Außenwelt kommt mit der bloßen Empfänglichkeit für Reize nicht aus. Es muß außer den Zellgeweben noch andere Organe haben, die sein Verhältnis zur Außenwelt auch dann regeln, wenn die direkte Einwirkung von außen nicht stattfindet. Das Organ dieser Fähigkeit sind die Nerven. Körperlich unterscheidet sich das Tier von der Pflanze dadurch, daß bei ihm zu den Zellen die Nerven hinzutreten.

C. Niedere und höhere Tiere.

Die niedrigsten Tiere tragen die Nervensubstanz in den Zellen, die an der Außenseite des ganzen Körpers hinlaufen. Höher hinauf zeigen sich besondere Nervenfasern, durch Knoten (Ganglien) verbunden und in mannigfacher Weise zusammengeordnet. Bei den Wirbeltieren gewinnt das Nervensystem im Rückenmark und in dem vom festen Schädelknochen umschlossenen Gehirn Zentralstellen. Nun vollzieht sich das Innwerden einer Einwirkung von außen in fünf Akten: 1. Irgend ein Reiz wirkt auf die Oberfläche des tierischen Körpers. 2. Dadurch werden die Enden der sensibeln (empfindenden) Nerven in Erregung gesetzt. 3. Diese Erregung pflanzt sich zu den Zentralstellen fort. 4. Sie ruft hier eine Gegenwirkung — Empfindung — hervor. 5. Diese pflanzt sich durch die motorischen oder Bewegungsnerven nach außen hin fort und hat dort die Zusammenziehung eines Muskels, also eine Bewegung, zur Folge.

Auf der oberen Stufe genügt es nicht, daß die sensibeln Nerven allein in der Haut enden, sie bekommen nun auch einen mehr oder minder entwickelten kunstvollen Vorbau. Derselbe ist in der Regel so eingerichtet, daß dadurch nur ein bestimmter äußerer Reiz zu den Enden der sensibeln Nerven Zutritt findet. So gelangen nur die Lichtstrahlen durch die durchsichtigen Körper des Augapfels zu den Enden des Sehnerven, nur die Schallwellen zum Gehörnerven im Ohr. Man nennt diese bestimmte äußere Ursache der Empfindung den adäquaten Reiz des betreffenden Sinns.

Da Gefühls- und Geschmackssinn zur Erhaltung und Fortpflanzung des Tiers unentbehrlich sind, so fehlen

sie auf keiner Stufe. Alle fünf Sinne stellen sich erst auf den oberen ein. Die Verhältnisse, unter denen die Tiere leben, bringen dabei eigentümliche Unterschiede im Bau der Sinnesorgane hervor. In der Ausbildung einzelner sind manche Tiere den Menschen überlegen, z. B. in der Schärfe des Gesichts- und Geruchsinnens. In der harmonischen Zusammenwirkung der fünf Sinne aber reicht kein Tier an den Menschen heran. Für die folgende Charakteristik kommen sie nur in der Ausbildung in Betracht, die sie beim Menschen gewonnen haben.

II.

Die fünf Sinne.

A. Der Geschmackssinn.

Er hat seinen Sitz an der Eingangspforte des Weges, auf welchem in der Regel tropfbarflüssige Stoffe in den Körper gelangen. Die zarten Enden des Geschmacksnerven laufen von der Zungenwurzel in schmalen Streifen an beiden Rändern bis zur Spitze der Zunge. Ein weiterer schmaler Streifen geht durch die Schleimhautfalten, die von der Zungenwurzel zum Gaumen aufsteigen. Dagegen ist der größere Teil des Zungenrückens und des Gaumens für den Reiz der Geschmacksempfindung unempfindlich.

In Tätigkeit tritt der Geschmackssinn nur, wenn die Stoffe bereits aufgelöst in den Mund kommen oder darin aufgelöst werden. Dann erweckt, was uns zuträglich ist, eine angenehme Empfindung, es schmeckt süß; was uns schadet, eine unangenehme, es schmeckt

bitter. Die übrigen Geschmacksempfindungen sind aus süß und bitter gemischt. Das Fette liegt dem Süßen nahe, das Salzige dem Bittern; das Saure und das Scharfe bilden die Mitte. Lassen schon die Grundwirkungen zahlreiche Verbindungen zu, jenachdem die eine oder andere überwiegt, so wirkt weiter auch der Grad der Dichtigkeit auf das Tastorgan der Zunge (Wirkung des Pfeffers) und nicht minder die nahe Verbindung des Geschmacks mit dem Geruch. Das Organ des Geruchs wird nicht nur beim Eintritt der Nahrung in den Mund, sondern auch beim Verschlucken erregt, indem der Riechstoff aus dem Rachen in den oberen Teil der Nase tritt.

Die Ausbildung des Sinnes steigt mit der Feinheit der Organisation, mit der Ausprägung der Individualität. Gesunde und kräftige Jugend legt mit Recht mehr Wert auf die Quantität als die Qualität der Nahrungsmittel, während Kranke, Alte, Künstler, Gelehrte nicht selten sehr wählerisch sind.

Da auch das Auge nach seiner Bestimmung beim Aufsuchen und Prüfen der Nahrungsmittel tätig ist, so will es beim Essen berücksichtigt sein. Einladendes Aussehen der Speise, reinliches Gedeck, Blumen und sonstiger Tafelschmuck, schöne, hell erleuchtete Räume erhöhen den Genuß. Das Ohr aber hat mit der Ernährung nichts zu tun und Tafelmusik ist eine barbarische und nichtswürdige Erfindung.

B. Der Geruchsinn.

Sein Sitz ist im obersten Raum der Nasenhöhle, wo sich die Ausläufer des Riechnerven, feine, härchenartige

Gebilde, in einem kleinen Teil der Nasenschleimhaut befinden.

In Tätigkeit treten sie durch die Einwirkung gasförmiger Körper. Um zu ihnen zu dringen, müssen diese durch die Spitzen der Nasenlöcher eingeatmet werden. Wie die Geschmacksorgane nur durch flüssige, so werden die Geruchsnerve nur durch luftförmige Stoffe in Tätigkeit gesetzt. Für diese aber zeigen sie eine solche Empfindlichkeit, daß schon ein höchst geringes, durch die feinste Wage kaum zu bestimmendes Quantum von manchen Stoffen, z. B. Moschus, genügt, ein ganzes Zimmer mit penetrantem Geruch zu erfüllen. Die Geruchsempfindungen sind mannigfaltiger und eigenartiger als die des Geschmacks; sie haften dem einzelnen Körper an, werden nach diesem bezeichnet und lassen sich nicht unter allgemeine Begriffe bringen. Dagegen nimmt die Empfindlichkeit der Nervenenden rasch ab, wenn sie mit dem eingesogenen Riechstoff gefüllt sind.

Neben dem schon berührten Zweck, bei der Auswahl der Nahrung im Verein mit dem Geschmack zu wirken, hat der Geruchsinn die besondere Aufgabe, vor den luftförmigen Stoffen zu warnen, die zum Einatmen nicht geeignet sind. Daher sein Sitz am Eingangstor der Atmungsorgane. Er soll die Wahl des Aufenthaltsorts hinsichtlich der Luft bestimmen. Je größeren Gefahren der Organismus nach dieser Seite ausgesetzt ist, um so entwickelter ist der Geruchsinn, z. B. in warmen Ländern mehr als in kalten, bei Kranken mehr als bei Gesunden. Nimmt bei immer gesteigerter öffentlicher Gesundheitspflege die Gefahr ab, die verdorbene Luft und schädliche Nahrungsmittel mit sich bringen, so ist auf

die Ausbildung dieses Sinnes nicht allzu großer Wert zu legen. Er kann nur flüchtige Genüsse verschaffen und ist auch für das gesellige Leben von zweifelhaftem Wert, da er alle Anwesenden zwingt, dasselbe einzuatmen, während doch die Neigungen verschieden sind.

C. Der Gefühls- und Tastsinn.

Die über den ganzen Organismus verbreitete äußere Haut schließt diesen nicht nur gegen die Außenwelt ab, sondern gibt ihm auch über sie die nötige Auskunft. Durch die in der Haut befindlichen Papillen oder Tastwärtchen nehmen die Enden der Gefühlsnerven äußere Eindrücke auf und führen sie den Zentralorganen zu. Die Verbreitung des Sinnes über den ganzen Körper gibt ihm hervorragende Wichtigkeit; alle übrigen Sinne können fehlen, ohne daß der Organismus zu leben aufhört, mit diesem stirbt er ab.

Empfänglich ist der Gefühlssinn: 1. für Druckempfindungen. Übt ein Gegenstand durch Berührung einen Druck auf die Haut, so werden wir durch den Gefühlssinn mit dessen Oberfläche bekannt; wir erfahren, ob er flüssig oder fest, weich oder hart, rauh oder glatt, scharf oder platt, spitz oder stumpf, gerade oder krumm ist. Die Empfindungsfähigkeit ist nicht an allen Stellen gleich ausgebildet. Zwei Zirkelspitzen werden auf der Zunge noch als zwei empfunden bei 1,1 mm Abstand, am Mittelfinger bei 2,2 mm, auf dem Rücken erst bei 40—60 mm. — Indem der Mensch durch den aufrechten Gang die Hände frei bekam, erhielt er in ihnen ein ausgezeichnetes Organ für die aktive Aus-

übung des Gefühlssinns. Der Tastsinn — so heißt der Gefühlssinn in freiwilliger Tätigkeit — gibt uns die zuverlässigste Auskunft über die räumlichen Verhältnisse unserer Umgebung und unseres eigenen Körpers. Daß diese Hand meine Hand ist, sagt mir nicht so sicher das Auge, das die beleuchtete Fläche zeigt, als die zweite Hand, die mit der ersten in Wechselempfindung tritt.

Der Gefühlssinn gibt uns: 2. Auskunft über den Temperaturgrad unserer Umgebung. Befinden sich darin Körper, die wärmer sind als unsere Haut, so führen sie dieser Wärme zu; kältere entziehen sie ihr und beides wird, wenn es in rascher Folge und nicht im Übermaß geschieht, als Temperaturwechsel empfunden. Man kann heiß, warm, lau, frisch, kühl und kalt unterscheiden. Für Wärmeunterschied ist die Haut des Gesichts und der Fingerspitzen besonders empfindlich.

Indessen stellt sich die Anfüllung der Haut mit Blut, die durch starke Bewegung und innere Affekte hervorgerufen wird, in der Empfindung ebenfalls als Wärme, das Zurücktreten des Blutes aus der Haut als Kälte dar, gleichviel ob die Temperatur des Blutes unverändert oder, wie z. B. bei Fieberfrost, sogar erhöht ist.

3. An einzelnen Teilen der Haut, der hohlen Hand, der Fußsohle, unter den Rippen ruft ein in kurzen Pausen wiederholtes Hinstreichen eine eigentümliche Empfindung von unbehaglicher Lebhaftigkeit hervor, den Kitzel. Sie mag damit zusammenhängen, daß sich die Nervenenden hier in einem schwammigen Gewebe freier entfalten.

4. Gehen die Empfindungen des Gefühlssinns über eine gewisse Grenze hinaus, z. B. bei Verwundung, Ver-

brennung, so wirkt stärker als die örtlich beschränkte Hautaffektion das auf den ganzen Organismus bezogene Gefühl des Unbehagens, des gehemmten Lebens, der Schmerz. Man nennt eine derartige Empfindung Gemeingefühl.

D. Der Gesichtssinn.

Er hat seinen Sitz im Augapfel, der von Hilfsorganen teils zum Schutz (Augenlider), teils zur Bewegung (Augenmuskeln) umgeben ist. Der Augapfel ist ein kugelförmiges Gebilde, in dessen Wand die derbe weiße Augenhaut (*tunica sclerotica*), an dessen Vorderseite die durchsichtige, wasserhelle Hornhaut (*cornea*) wie ein Uhrglas eingefügt ist. Die Wände der Sclerotica sind innerlich mit der Aderhaut austapeziert, einem Geflecht feiner Gefäße, dessen dunkler Überzug das Zurückwerfen der eindringenden Lichtstrahlen verhindert. Diese Aderhaut (*chorioidea*) ist vorn, der Hornhaut gegenüber, mit der derberen Regenbogenhaut (*iris*) verknüpft, die braun, grau oder blau gefärbt erscheint. Die Iris teilt das Auge in die kleinere vordere und die größere hintere Augenkammer. Die kleinere wird durch die von einem durchsichtigen Häutchen umgebene wässrige Flüssigkeit (*humor aqueus*) ausgefüllt. Der Hornhaut gegenüber befindet sich in der Mitte der Iris eine kreisrunde Öffnung, die Pupille. Durch die Pupille dringen die Lichtstrahlen aus der Vorder- in die Hinterkammer; sie verengt sich bei stärkerem, erweitert sich bei schwächerem Licht. Dieser Eingang zur hinteren Augenkammer wird durch die Linse (*lens*) geschlossen, einen gallertartigen durchsichtigen Körper, der, wie ein Vergröße-

runsglas, in der Mitte an Dicke zunimmt. Den weiteren Raum der hinteren Augenkammer füllt eine glas- helle Flüssigkeit aus (corpus vitreum), etwas zäher als der humor aqueus im Vorraum. Die Lichtstrahlen drin- gen also durch die vier durchsichtigen Körper der cornea, des humor aqueus, der lens und des corpus vitreum zu den Wänden des inneren Augapfels. Hier breiten sich nun auf der Aderhaut die zarten Fasern des Sehnerven in der Netzhaut (retina) aus und zwar bis an den Haut- ring, der den Rand der Iris umschließt. Die vierfache Brechung der Lichtstrahlen erzeugt auf der Netzhaut ein kleines, umgekehrt stehendes Bild des angeschauten Gegenstandes. Da sich durch die Iris ein Druck auf die Linse üben läßt, der sie mehr oder weniger wölbt, so kann das Auge Bilder aus größerer oder geringerer Entfernung abspiegeln. Man kann auch durch Brillen nachhelfen. Beim Sehen wird das Auge so gestellt, daß das Bild des angeschauten Körpers gerade auf die Seh- grube oder den gelben Fleck fällt, d. h. auf die Stelle der Netzhaut, wo sie eine Linie trifft, die durch den Mittelpunkt von Hornhaut und Iris geht. Aus der Deut- lichkeit dieses Bildchens kann man auf die normale Beschaffenheit des Auges schließen. Der Vorgang des Sehens aber wird dadurch nicht erklärt; der Sehende weiß überhaupt nichts von dem Bildchen. Das Sehen erklärt sich vielmehr aus den Wirkungen, welche die Lichtstrahlen auf die Verzweigungen des Sehnerven in der Retina ausüben; der Sehnerv trägt dann die Be- wegung weiter, indem er die Rückwand des Augapfels im sogenannten blinden Fleck durchbricht, sich mit dem Sehnerven des anderen Auges kreuzt und die

Schwingungsbewegungen oder sonstigen Veränderungen zum Zentralorgan, dem Gehirn, leitet.

Die stärkste Wirkung auf die Retina übt nicht zer- legtes Sonnenlicht, dessen Strahlenglanz indessen ge- mildert sein muß, wenn es nicht die Sehkraft zerstören soll; die schwächste Wirkung geht von der Oberfläche solcher Körper aus, welche die Lichtstrahlen fast gänz- lich einsaugen. Nennen wir die erste Empfindung die des Weißen und bezeichnen sie mit 1, die zweite die des Schwarzen und bezeichnen sie mit 0, so liegt zwi- schen diesen Extremen die Einwirkung des gebrochenen Lichts oder die der Farben. Die Art, wie diese die Retina in Anspruch nehmen, läßt sich dann in folgender Bruchreihe anschaulich machen:

1	$\frac{3}{4}$	$\frac{2}{3}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{3}$
Weiß,	Gelb,	Orange,	Rot,	Grün,	Blau,
		$\frac{1}{4}$	0		
		Violett,	Schwarz.		

Man kann das Sehen als eine besondere Gestaltung des Tastsinns betrachten. Die von den beleuchteten Körpern ausgehenden Lichtstrahlen sind gleichsam Tast- stangen, für welche eben nur die Retina empfänglich ist. Während der Tastsinn die Kenntnis der nächsten Umgebung vermittelt, vermag das normale Auge in unermeßliche Weiten zu sehen. Freilich aber wird der Gesichtssinn auch in dem Maß unzuverlässiger, als er weiter reicht. Er bedarf überhaupt der fortwährenden Ausbildung. Wie lange dauert es, bis das Kind größere Entfernungen richtig schätzen lernt, und wie vielen Gesichtstäuschungen ist auch noch der Erwachsene ausgesetzt!

Die beiden Augen zeigen uns nur ein Bild, wenn ihre Axen auf denselben Gegenstand gerichtet sind. Der gleichzeitige und gleichartige Reiz der sich in beiden Augen entsprechenden Stellen der Netzhaut (identische Punkte) ruft in uns die Vorstellung eines einzigen Gegenstandes hervor. Doch wirkt dabei vor allem die Erfahrung mit, wie sich daraus ergibt, daß auch Schielende, bei denen die Bilder nicht auf die identischen Punkte fallen, einfach sehen, wenigstens in leichteren Fällen.

E. Der Sinn des Gehörs.

Sein Organ, das Ohr, ist ein reich gegliederter Körper. Man kann das äußere, mittlere und innere Ohr unterscheiden. Zum äußeren gehört: 1. die Ohrmuschel, ein dünner, unregelmäßig gebogener und mit Haut überzogener Knorpel, ein elastischer Becher, zum Sammeln der Schallwellen bestimmt. Sie kann durch Anlegen der gekrümmten Hand, bei einigen Menschen und Tieren durch willkürliche Bewegung (Spitzen, dem Schnüffeln des Riechorgans entsprechend), auch durch künstliche Instrumente (Hörrohr) unterstützt werden. 2. Der Gehörgang, eine 2,5 cm lange, 5—10 mm weite, mit Haut und feinen Härchen überzogene Röhre, die den Schall weiterleitet. Den Gehörgang schließt 3. das Trommelfell, eine dünne, elastische, fast kreisförmige Haut, ringsum an der knöchernen Wand des Gehörgangs angewachsen. Es wird durch die Schallwellen in Bewegung gesetzt. — Das mittlere Ohr oder die Paukenhöhle ist ein unregelmäßiger, mit Haut ausgekleideter und mit Luft gefüllter Raum von

etwa 1,3 cm Ausdehnung. Ein Kanal (Eustachische Röhre, nach dem ersten Beschreiber, dem päpstlichen Leibarzt Eustachius, † 1573) verbindet die Paukenhöhle mit dem hinteren Gaumenraum und setzt dadurch die Luft auf der inneren Seite des Trommelfells mit der im Gehörgang ins Gleichgewicht. Bei starken Lufterschütterungen, wie Kanonenschlägen, hält man daher den Mund offen, damit das Trommelfell durch den äußeren Andrang nicht gefährdet werde. Die Schallwellen werden in der Paukenhöhle durch die Gehörknöchelchen, Hammer, Amboß und Steigbügel, fortgepflanzt. Zunächst setzt das Trommelfell den Hammer in Bewegung, mit dessen Stiel es verwachsen ist. Zwei kleine Öffnungen, das ovale und das runde Fenster, führen von der Paukenhöhle in das innere Ohr oder Labyrinth. Auf der Haut des ovalen Fensters steht der Steigbügel, der durch den Amboß mit dem Hammer verknüpft ist. Setzt das Trommelfell den Hammer in Bewegung, so pflanzt sich diese durch den Steigbügel zu der Haut fort, welche das ovale Fenster schließt. Tritt diese nach innen zurück, so wölbt sich dagegen die Haut des runden Fensters nach außen gegen die Paukenhöhle. So wird auf zweifache Weise die wässrige farblose Flüssigkeit erregt, welche die verschlungenen Hohlräume des Labyrinths erfüllt. In den Bogengängen und der Schnecke des Labyrinthwassers liegen nun in mannigfachster Abstufung und Gliederung die Fäden des Gehörnerven ausgebreitet. Von hier geht der Gehörnerv durch das Felsenbein zum Gehirn.

Der adäquate Reiz des Gehörsinns ist der Schall. Er entsteht aus Schwingungen elastischer Körper, deren

Teilchen, durch irgend eine Ursache aus dem Gleichgewicht gebracht, ihre frühere Lage wieder zu gewinnen suchen. Haben diese Schwingungen einen gewissen Umfang und wiederholen sich innerhalb eines gewissen Zeitraums, so teilen sie sich der Umgebung des schwingenden Körpers, der Luft, dem Wasser, mit und werden von diesen wie die Wellen einer auseinandergetriebenen Flüssigkeit nach allen Richtungen verbreitet. Die Wirkung, welche regelmäßige Bewegungen — gleich viele in gleichen Zeiträumen — im Ohr hervorrufen, nennt man Klang, die Wirkung unregelmäßiger Schwingungen Geräusch. Die Klänge unterscheiden sich: 1. durch die Tonhöhe, die von der Anzahl der Schwingungen abhängt; 2. durch die Tonstärke, die in der Weite der Schwingungen ihren Grund hat, und 3. durch die Klangfarbe, die mit der Eigentümlichkeit des schwingenden Körpers zusammenhängt.

Zum Gehör dringt der Schall, wenn er durch ein geeignetes Medium fortgepflanzt wird. Ein solches ist vor allem die Luft. Die Stärke des Schalls nimmt ab im Quadrat der Entfernung; er ist also bei doppelter Entfernung viermal schwächer. Dadurch, daß man die Ausbreitung der Schallwellen hindert, läßt sich die Stärke auch für große Entfernungen festhalten. Aus der größeren oder geringeren Stärke kann vielfach auf die Entfernung des tönenden Körpers geschlossen werden. Das Hören mit beiden Ohren ist von Wichtigkeit, um die Richtung, aus welcher der Schall kommt, zu bestimmen.

Der kunstvolle Bau der Sinnesorgane ist vor allem darauf angelegt, zu jedem nur den adäquaten Reiz zuzulassen. Dringt einmal eine Erregung anderer Art zu

den betreffenden Nerven, so setzen diese sie in ihre Empfindung um. Ein Schlag aufs Auge, ein elektrischer Strom zur Netzhaut geleitet, kommt als Lichtempfindung zur Wahrnehmung. Ein Druck auf den Gehörnerven, etwa durch Verstopfung der Ohrtrumpete, macht sich als Ohrensausen bemerkbar.

III.

Die intellektuellen Fähigkeiten der Tiere und Menschen.

A. Der Verstand.

Die Organe der Sinnesempfindungen liegen unterhalb der Haut, also innerhalb des Organismus. Die adäquaten Reize aber werden als Wirkungen einer außerhalb dieser Organe liegenden Ursache erkannt. Diese, den Menschen und Tieren eigene Begabung, die Ursache der Nervenerregung in den Raum außerhalb des Körpers, oder, wenn innerhalb, doch außerhalb des Zentralorgans zu versetzen, nennen wir Verstand. Wo immer Empfindung ist, da ist auch Verstand. Der Wasserpolymp empfindet den Reiz, der von einem beleuchteten Körper ausgeht, und alsbald wandert er, mit den Armen sich anklammernd, ihm von Blatt zu Blatt entgegen. Die noch geschlechtlosen Weichtiere gewahren einander, weichen sich aus und flüchten vor Störungen! Haben die gallertartigen Geschöpfe auch weder gesonderte Sinneswerkzeuge, noch ein Zentralorgan, sie haben Nervengewebe, Nervensubstanz und damit Empfindung und Verstand. Was immer aus der Außenwelt als Reiz an die Ge-

schmacks-, Geruchs-, Gefühlsnerven usw. herantritt, der Verstand erhebt es zur Wahrnehmung; er verleiht dadurch dem Tier die Gabe, sich in seiner Umgebung zu orientieren. Geknüpft aber ist der Verstand an die Nerven, wie das niedere organische Leben an die Zellen.

Bei den höheren Tieren und beim Menschen unterscheidet man Nervenfasern und Nervenzellen. Die Nervenfasern, aus dünnen, langgestreckten Fasern zusammengesetzt, verzweigen sich durch den ganzen Körper bis auf die Hautoberfläche und die Sinneswerkzeuge. Die Nervenzellen bilden im Gehirn und Rückenmark die Zentralstelle, den Vereinigungspunkt für das Nervensystem. Ihrem äußeren Bau nach nicht verschieden, zerfallen die Nervenfasern nach ihrer Bestimmung in solche, die den Erregungszustand von den empfindlichen äußeren Endpunkten zum Zentralorgan (zentripetal) hinleiten, sensitive Nerven, und in solche, die die Erregung vom Zentrum zur Peripherie fortpflanzen (zentrifugal) und hier die Zusammenziehung eines Muskels, also Bewegung, hervorbringen, motorische Nerven.

Neben der Vereinigung im Gehirn und Rückenmark gibt es noch eine losere, welche in den zerstreuten Knoten oder Ganglien eines einzigen Nervensystems, des Sympathikus, ihren Mittelpunkt hat. Das sympathische Nervensystem überwacht die Bewegungen der Eingeweide, Blutgefäße, Iris usw., die vom Willen unabhängig sind und nicht zum Bewußtsein kommen.

Das Rückenmark antwortet auf die Reizung durch die sensibeln Nerven mit einer Einwirkung auf die motorischen. Aber diese sogenannten Reflexbewegungen kommen nur dann zum Bewußtsein, wenn die Reize bis zum

Gehirn fortgepflanzt werden. Denn alle Empfindungen, die zum Bewußtsein kommen und eine vom bewußten Willen ausgehende Bewegung zur Folge haben, hängen mit der Tätigkeit des Gehirns zusammen.

Das Gehirn, eine weiche, von drei Häuten umschlossene Masse, ruht in einer von den festen Schädelknochen gebildeten Höhle. Es zeigt zwei deutlich geschiedene Teile, das Kleinhirn (cerebellum), etwa ein Achtel des Ganzen, das den untern Teil des Hinterkopfes ausfüllt, und das Großhirn (cerebrum), das den übrigen Teil des Schädelraums einnimmt. Beide sind durch eine Furche in zwei symmetrische, am unteren Ende wieder verbundene Hälften geteilt. Beide zeigen zahlreiche, durch Vertiefungen getrennte Windungen, Hirnlappen, das Großhirn zahlreichere und unregelmäßigere als das Kleinhirn. In beiden umschließt eine äußere, rötlich-grau gefärbte Schicht, die graue Substanz oder Rinde, das Mark oder die weiße Substanz; doch sind die beiden nicht scharf getrennt, im Kleinhirn dringt die graue Masse tiefer in das Mark ein als im großen. Zarte Nervenfasern verbinden die einzelnen Zellengruppen in beiden Hälften und untereinander, sodaß sie zu gemeinsamer Tätigkeit fähig sind.

Da wo die sogenannte Brücke Groß- und Kleinhirn verbindet, schließt sich das verlängerte Rückenmark, medulla oblongata, an, der Teil des Rückenmarks, der vom kleinen Gehirn bis zur Öffnung des Hinterhaupts reicht. Das Rückenmark, ein Strang aus weicher Nervensubstanz, unterscheidet sich vom Gehirn zumeist dadurch, daß es die weiße Schicht äußerlich und die graue innerlich hat. Das Rückenmark ist die Verbindung zwischen

dem Gehirn und den Nerven des Rumpfs und der Glieder. Wie das Gehirn von den Wirbeln des Schädels, so wird das Rückenmark von einem Teil der Wirbelsäule, dem Rückenmarkskanal, umschlossen.

Auf Größe und Gewicht des Gehirns ist bei der Frage nach seiner Bedeutung für das geistige Leben weniger Wert zu legen als auf die Feinheit und Mannigfaltigkeit der Struktur. Der Mensch besitzt weder absolut noch relativ das größte Gehirn im Vergleich mit manchen Wirbeltieren. Aber bei keinem Tier ist das große Gehirn so umfangreich im Verhältnis zum kleinen und zum Rückenmark, bei keinem ist es so viel dicker als die daraus hervorgehenden Nervenstränge, bei keinem zeigt es auch nur annähernd so viel Windungen und Furchen, so viel Streifen und Falten.

Während das kleine Gehirn vorzugsweise dazu bestimmt ist, die Bewegungen des Körpers zu ordnen, hat das Großhirn mit seinem wunderbaren Bau, seinen zahlreichen Windungen und Lappen, für das intellektuelle Leben die größte Bedeutung. Verstand ist zwar schon überall, wo Nervensubstanz im organischen Körper zu finden ist. Aber das bloße Zurückführen einer Nervenaffektion auf ihre äußere Ursache ist auf der unteren Stufe doch ein ziemlich mechanischer Prozeß; erst wenn der Nervenapparat ein Zentralorgan erhalten hat, kommt der Verstand zur Ausbildung. Die Schärfe desselben hängt nicht von der Schärfe der Sinnesorgane, sondern von der Ausbildung des Zentralorgans ab. Man kann die besten Augen und Ohren haben und dabei doch sehr schwachen Verstandes sein und umgekehrt.

Der lebhafteste Verstand bekundet sich schon beim

Kind in der Wiege in der Aufmerksamkeit, die es seiner Umgebung schenkt. Schwache Reize genügen, Auge und Ohr und den ganzen Körper in Bewegung zu setzen. Ein verständiges Kind fängt schon früh an, sich nicht nur für die Beziehungen der Außenwelt zu seinem eigenen Ich, sondern auch für die Verhältnisse der Dinge untereinander zu interessieren, während das minderverständige sich nur durch die schmerzliche Empfindung eigenen Unbehagens in seiner Ruhe stören läßt.

Man kann Lebhaftigkeit und Schärfe des Verstandes unterscheiden. Gemeinsam ist beiden, daß auf den Nervenreiz alsbald die Aufmerksamkeit folgt, die nach dem Grunde forscht. Dabei springt der lebhafteste Verstand rasch von einem Punkt zum andern und umfaßt ein großes Gebiet; der scharfe Verstand beharrt bei einem kleineren Kreise, dessen er sich ganz zu bemächtigen sucht.

Die Anwendung des Verstandes im praktischen Leben ist Klugheit. Sie wird durch Erfahrung und Erziehung erworben, während der Verstand im engeren Sinn eine angeborene Begabung ist. Es kann einer bei gutem Verstand unklug sein, wenn er z. B. in großer Abgeschlossenheit aufwächst. Ein anderer erweist sich infolge tüchtiger Schulung und früher Erfahrung auch bei geringem Verstand klug genug fürs Leben.

Mangel an Klugheit ist Dummheit, Mangel an Verstand Blödsinn. Dummheit ist einigermaßen heilbar, Blödsinn nicht.

B. Das Gedächtnis.

Stärkere Nervenaffektionen lassen einen Eindruck zurück, der noch fortwirkt, wenn der äußere Anlaß auf-

hört. Hat der Wanderer die Abendsonne recht ins Auge gefaßt, so schwebt ihm ihr Bild noch eine Zeitlang vor, auch wenn sie verschwunden.¹⁾ Moschusgeruch entweicht nicht so bald aus dem Riechorgan und ein schriller Schrei schmerzt noch eine Zeitlang im Ohr. Aber in den Sinneswerkzeugen muß doch bald eine Empfindung der andern Platz machen. Dauernder bleibt die Einwirkung im Zentralorgan. Sehr passend nennt man diese Nachwirkung Eindruck; das Wort erinnert an das Bild, das der Prägestock, das Petschaft in der weichen Masse zurückläßt. Welcher physische Vorgang dabei stattfindet, in welcher Weise Fasern und Zellen den Eindruck festhalten, ist noch nicht deutlich ermittelt. Jedenfalls bleibt hier länger als in den Sinnesorganen ein Rest der Wahrnehmung, *ὑπόλειμμα τῆς αἰσθήσεως, αἰσθητικὴ τῆς ἀσθενῆς*. Nennen wir diesen Rest der Wahrnehmung Vorstellung, so ist das Gedächtnis der Besitz oder das Haben einer Vorstellung. Dabei sind wir uns dessen bewußt, daß dieser Eindruck nicht auf einer gegenwärtigen Wirkung von außen beruht, sondern nur Nachwirkung einer früheren ist. Somit ist Gedächtnis das Haben einer Vorstellung mit dem Bewußtsein, daß sie auf eine frühere Wahrnehmung zurückzuführen ist. *Μνήμη ἔστι φαντάσματος ὡς εἰκόνας οὐ φάντασμα*.

Wie der Verstand als Aufmerksamkeit in Tätigkeit tritt, so das Gedächtnis als Erinnerung. Eine Gruppe von Fasern und Zellen mag früher einmal durch eine Wahrnehmung affiziert worden sein, nun ist die Bahn gebrochen und die Erregung tritt schon ein, ohne daß die sensibeln Nerven, wie im ersten Fall, den Anlaß

¹⁾ Hermann und Dorothea, VII, 1—6.

dazu geben; ein innerer Antrieb genügt. Je öfter die Vorstellung aufgefrischt wird, um so leichter ist sie herbeizuführen, wie ein Blatt Papier, das immer wieder in dieselben Falten gelegt wird, diese zuletzt bei der geringsten Bewegung annimmt.

Das Gedächtnis tritt als Erinnerung um so mehr in Tätigkeit, je lebhafter die erste Vorstellung war und je häufiger sie wiederholt wird. Beides aber ist um so mehr der Fall, je mehr Interesse wir dem Gegenstand der Vorstellung zuwenden. Die oberste Gedächtnisregel ist daher die: Interessiere dich für die Sache, die du behalten willst! Die Eindrücke der Kindheit, der Schul- und Studentenjahre, haften nur deshalb so treu, weil wir sie lebhafter als die späteren Erfahrungen aufgenommen und öfter wiederholt haben. Erkennen wir eine Persönlichkeit, die uns einmal recht nahe stand, nicht wieder, so liegt das Beschämende in dem Mangel an Interesse, der darin zutage tritt. Wäre der erste Eindruck lebhafter gewesen, hätten wir das Bild öfter aufgefrischt, so würde das Wiedererblicken sich sofort mit dem vorhandenen Rest der früheren Wahrnehmungen verknüpfen.

Auf Verknüpfung beruht vorzugsweise die Erinnerung. So verknüpfen wir Vorstellungen, die nach Raum und Zeit zusammengehören. Was wir einmal zugleich wahrgenommen haben, wird als ein Zusammengehöriges im Zentralorgan festgehalten. Wird nur ein Teil der Vorstellung erneuert, so treten auch die übrigen Teile in Erinnerung. Wir sehen nach langer Zeit einen unserer alten Mitschüler wieder und alsbald steht die ganze Klasse vor der Seele. Die erste Frage, die wir an den

wiedergefundenen Orest richten, ist die nach seinem unzertrennlichen Begleiter.

Ebenso ist für unser Gedächtnis verbunden, was der Zeit nach zusammengehört. Doch ist's dabei gleichgültig, ob die Dinge wirklich der Zeit nach zusammenfallen; es kommt nur darauf an, ob wir gleichzeitig von ihnen Kunde erhalten. Was sich der Zeit nach aneinander reiht, ist für uns sehr oft auch ursächlich verbunden. Mit der Erinnerung an eine große Anerkennung, die wir gern auffrischen und daher gut behalten, verbindet sich die Vorstellung der dabei tätigen Personen, der Ursachen und Folgen. Die Verwundung und der darauf eintretende Schmerz gehören für das Gedächtnis nur der Zeit nach zusammen; der Verstand aber erkennt auch das kausale Verhältnis und fügt zu dem ‚post hoc‘ das ‚propter hoc‘. Daraus erklärt es sich auch, daß Partikeln, die ursprünglich nur ein Zeitverhältnis ausdrücken, wie da, cum, ἐπει, bei der Entwicklung der Sprache nicht minder zur Angabe des Grundes benutzt werden.

Neben dem räumlichen und zeitlichen Zusammenfallen ist es auch die Ähnlichkeit, die zur Verbindung von Vorstellungen und damit zur Erinnerung führt. Das Kind in der Wiege, an seine Milchflasche gewöhnt, sieht etwas weißes und streckt ihm verlangend die Hand entgegen. Der Hund sieht den Stock in der Hand des Herrn und klemmt den Schwanz ein. Kinder erinnern durch ihre Gesichtszüge an die Eltern und Geschwister. Ein Wort weckt durch ähnlichen Klang, etwa durch die Gleichheit des Anlauts, die Erinnerung an ein anderes, nach dem das Gedächtnis gesucht hat.

Selbst die Unähnlichkeit kann durch den Kontrast

zur Auffrischung einer Vorstellung führen. Dem ewig schönen Jünglingsideal des Achilleus stellen wir unwillkürlich den garstigen Kahlkopf Thersites gegenüber. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt und der tiefste Schmerz führt leicht zur Vergleichung mit dem höchsten Glück. *Les extrêmes se touchent.*

Wie jede Kraft, so muß auch das Gedächtnis von Jugend auf geübt werden, um zu seiner normalen Ausbildung zu kommen. Zur Übung ist das Auswendiglernen oder, wie die Franzosen treffender sagen, das Inwendiglernen — *apprendre par coeur* — von großem Nutzen. Einer besondern Gedächtniskunst — Mnemotechnik — aber bedarf es für normale Menschen nicht. Vielmehr ist vor Überbürdung ebenso wie vor unzureichender Übung zu warnen. Denn je mehr sich die Vorstellungen im Gedächtnis häufen, um so schwieriger wird's, sie stets präsent zu halten. Große Gelehrte brauchen oft mehr Zeit, sich auf einfache Dinge zu besinnen, als gewöhnliche Alltagsköpfe, die ihren kleinen Vorrat besser übersehen.

Manche Dinge prägen sich durch stete Wiederholung und Einübung dem Gedächtnis so ein, daß es sie gleichsam wie von selbst — automatisch — übt und fast ohne Anstrengung. So ist's mit dem Singen, Sprechen, Lesen und anderen Fertigkeiten, die ursprünglich das Gedächtnis stark in Anspruch nehmen, aber, einmal erlernt, zur Gewohnheit werden und kaum noch als Errungenschaften der Erinnerungskraft ins Bewußtsein fallen.

IV.

Die besonderen Fähigkeiten des menschlichen Intellekts.

A. Die Phantasie.

Verstand und Gedächtnis teilt der Mensch mit dem Tier; auch das Tier bezieht Nervenerregungen innerhalb des Organismus auf ihre äußere Ursache; auch das Tier, wenigstens das höhere, bewahrt eine Spur dieser Erregungen als Vorstellung im Zentralorgan. Auf diesen Fähigkeiten beruht die Dressur. Hund und Pferd wissen erfreuliche und peinliche Affektionen auf ihren Grund zurückzuführen und behalten ihre Erfahrungen so gut, daß ihnen die bloße Vorstellung die Kraft verleiht, allerlei natürliche Reize zu unterdrücken.

Aber während das Tier nur Vorstellungen miteinander verknüpft, die für seine Erfahrung zusammenfallen, kann der Mensch auch solche vereinigen, die weder räumlich, noch zeitlich, noch ursächlich mit einander verbunden sind. Die Begabung dazu nennt man die Phantasie. Wohl entnimmt auch sie ihr Material den Sinnesaffektionen oder den Vorstellungen, die von diesen im Gedächtnis haften. Die Phantasie ist nicht imstande, eine neue Farbe, einen nie gehörten Klang zu erfinden oder dem Blindgeborenen Ersatz für die fehlende Anschauung zu gewähren. Aber ihr bleibt durch Verbindung oder Trennung, Vergrößerung, Verkleinerung und überhaupt Umgestaltung der vorhandenen Vorstellungen immer noch ein unendlich weites Feld. Was sie daraus bildet, entspricht nicht der Wirklichkeit, es ist eine neue, nur dem Menschen eigene Welt.

So beruht das Phantasiebild eines Centauren auf den Vorstellungen eines Reiters und eines mit einem Pferdekörper zusammengewachsenen Menschen. In der wirklichen Welt gibt's keine Centauren, aber eine lebhaftere Phantasie hat sie aus dem vorhandenen Vorstellungsmaterial so zusammengesetzt, daß der bildende Künstler sie nach der Beschreibung aus Marmor darstellen konnte. Seitdem leben sie im Vorstellungskreise gebildeter Menschen. Aus den Sinneswahrnehmungen allein konnte Michel-Angelo nicht das Vorbild zu seinem Moses, diesem gehörnten Giganten, entnehmen, Goethe nicht das Original zum Faust und Mephistopheles.

Durch künstlerische Gestaltung kann das Phantasiebild so deutlich werden, daß es den Schein der Wirklichkeit gewinnt. Doch ist die Gabe der Phantasie, wie die des Gedächtnisses, sehr ungleich verteilt und in den verschiedenen Lebensaltern nicht dieselbe. Kinder und Künstler schauen gleichsam die Produkte ihrer Einbildungskraft. Auch gibt es Lügner, die es durch angestrengte Tätigkeit dahin bringen, zuletzt selbst an ihre Erfindungen zu glauben.

Goethe gibt der Phantasie unter den Geisteskräften den Vorzug. (Meine Göttin). Er nennt sie die unverwelkliche Begleiterin des Menschen; sie ist uns allein beschieden, während alle die andern armen Geschlechter der Erde auf den dumpfen Genuß sinnlicher Vorstellungen angewiesen sind. In Wahrheit ist sie ein gefährliches Gut und verdient den Vorzug vor der „alten Schwiegermutter Weisheit“ nur dann, wenn ihr die Richtung auf das Schöne und Gute gegeben wird. Indem sie uns über die gegenwärtigen Eindrücke hinaushebt und Leiden und

Freuden ins Ungemessene zu steigern vermag, kann sie den größten Einfluß auf unser Tun und Lassen gewinnen.

Welche Bedeutung sie für die Kunst hat, lehrt die Ästhetik; in der Ethik wird ihre Wichtigkeit fürs praktische Leben behandelt. Für die Erkenntnislehre ist sie insofern von hohem Wert, als nur mit ihrer Hilfe Vorstellungen in Begriffe verwandelt werden können.

B. Die Vernunft.

In der Vorstellung wird die Wahrnehmung nicht in voller Bestimmtheit festgehalten. Die Sinne lassen uns Eigenartiges, Individuelles empfinden, lassen uns diesen unseren blühenden Apfelbaum in diesem unseren Gärtchen an diesem hellen Frühlingsmorgen sehen. Bei der Wiedererneuerung der Wahrnehmung bleibt nur das Bild unseres blühenden Apfelbaums. Bald wird auch diese Vorstellung durch Vergleichung mit anderen ähnlichen unbestimmter, es bleibt nur das Bild des blühenden Baums. Wir sehen ab (abstrahieren) von dem Einzelding (τὸ ἐν τῷ), diesem Ding da, und gewinnen dafür eine allgemeine Vorstellung, die eine Gruppe von einzelnen unter sich begreift. Eine solche nennen wir Begriff (καθ' ἑλόν). Die Vorstellung des Dreiecks ist nicht dasselbe mit dem Begriff des Dreiecks. Bei der Vorstellung schwebt mir immer eine Art Bild eines mit weißer Kreide auf schwarzer Tafel oder mit schwarzer Tinte auf weißem Papier gezeichneten oder sonstwie dem Auge sichtbar gemachten Dreiecks vor. Der Begriff hält nur eine von drei Seiten umschlossene Fläche fest, gleichviel, wo und wie und in welcher Größe diese irgendwo vorhanden ist.

Alle Begriffe sind Abstrakta, auch die, die der ge-

wöhnliche Sprachgebrauch als Konkreta bezeichnet. Der Unterschied zwischen Konkreten und Abstrakten läuft nur darauf hinaus, daß die letzteren von der Sinneswahrnehmung und ursprünglichen Vorstellung weiter entfernt liegen als die ersteren. Begriffe wie Obs, Organismus, Gebilde tragen immer noch die Spur ihres Ursprungs; Abstraktionen aber wie Sein, Werden, Kunst liegen schon so weit von der Anschauung entfernt, daß wir sie kaum im Gedächtnis festhalten könnten, wenn sie nicht durch die Sprache sozusagen einen neuen Körper bekommen hätten. Aber auch die abstraktesten Begriffe sind nicht bloße Sprachlaute, denen nichts aus der Welt der Vorstellungen zugrunde läge. Sie wären dann ja Bezeichnungen, die nichts bezeichneten. Insofern hatten im scholastischen Schulstreit die Realisten gegen die Nominalisten recht.

Was die Vorstellungen bei ihrer Umwandlung in Begriffe an Anschaulichkeit verlieren, das gewinnen sie an Leichtigkeit für den Gebrauch des Menschen. Wären wir auf die vereinzelt Sinneswahrnehmungen beschränkt, so würde unser Gedächtnis mit einer unerträglichen Last unnützer und verworrener Vorstellungen beschwert werden. Nun aber wird in den Begriffen gerade das für den Lebensbedarf Notwendige festgehalten. Während wir von lauter Einzeldingen umgeben sind, erweisen wir nur den wenigsten die Ehre, ihnen einen Eigennamen zu geben. Die Zahl der Nomina propria ist verschwindend gering gegenüber dem übrigen Wortschatz. Eigennamen sind bezeichnend für den Anfang der Sprache; für den Fortgang wirkte die Erkenntnis, daß mit Bezeichnung für Einzelwahrnehmungen allein eine Verstän-

digung nicht zu erzielen sei. Die Einzelwahrnehmungen tragen den Charakter des Zufälligen und Verschiedenartigen, die Verständigung beginnt erst da, wo man zum Begreifen des Gemeinsamen, zum Begriff übergeht; denn die Sinneswahrnehmungen und Vorstellungen sind zwar ähnlich, aber keineswegs dieselben.

Blumen mit ihren duftigen Blüten lassen sich nicht überallhin mitnehmen, nicht das ganze Jahr hindurch erhalten. Was aber der Mensch vorzugsweise an ihnen schätzt und braucht, das preßt er ihnen als ätherisches Öl aus, das er in Gefäßen seiner Hand aufbewahrt. So halten wir in den Begriffen die Dinge fest, deren wir zumeist bedürfen; sie machen uns mit den Eigenschaften und Beziehungen der einzelnen Objekte bekannt, deren Kenntnis uns unentbehrlich ist.

Die Kraft aber, die Ähnlichkeit der Einzelwahrnehmungen zu bemerken, von den Verschiedenheiten abzusehen und das Gemeinsame in irgend einer Bezeichnung festzuhalten, ist vorzugsweise dem Menschen eigen und macht seinen Hauptvorteil aus. Wir nennen sie die Vernunft.

C. Die Sprache.

Die Fähigkeit, Wahrnehmungen durch Gebärden oder Laute mitzuteilen, ist den höheren Tieren mit den Menschen gemein. Aber nur die Vernunft verleiht die Gabe, Begriffe zu bilden und diese in Lauten oder anderen Zeichen festzuhalten. Das Tier beschränkt sich auf Einzelwahrnehmungen; nur bei den klügsten und durch den Menschen gebildeten zeigt sich ein schwacher An-

fang der Begriffsbildung. So können Hunde dahin gebracht werden, daß sie Neger und Weiße, Strolche und anständige Menschen unterscheiden. Aber solche, ihnen künstlich beigebrachten Begriffe in einem Laut oder Zeichen zu fixieren und andern Hunden beizubringen, sind sie außerstande. Die Laute der Tiere, das Schreien, Bellen, Brüllen, Singen usw. sind freilich mannigfacher Abstufung fähig, aber mit der Sprache des Menschen haben sie entfernt keine Ähnlichkeit. Einzelne Vögel, Papageien, Raben, Stare, können unsere Sprache nachahmen. Die Organe zum Sprechen sind also vorhanden, aber sie bedienen sich ihrer nicht, um irgend eine Vorstellung, einen Begriff damit auszudrücken, sondern weil das Nachahmen sie ergötzt. Wenn der Papagei Hunger hat, so schreit er. Versteht man unter Sprache ganz allgemein das Vermögen, Empfindungen und Willensbewegungen kundzugeben, so sind Gebärden und unartikulierte Laute die Sprache der Tiere. —

Unter den menschlichen Sprachorganen, Lunge, Kehlkopf, Rachen, Mundhöhle und Nase ist der Kehlkopf für die Erzeugung des Tons von besonderer Wichtigkeit. Er bildet das obere Ende der Luftröhre. Nach unten steht er durch die Bronchien mit der Lunge in Verbindung, die ihm die Luft zuführt. Im oberen Teil befinden sich ein paar elastische Häute, die Stimmbänder, etwa einem dünnen Stück Kautschuk vergleichbar, das in der Mitte gespalten und über das offene Ende einer Röhre gespannt ist. Die Schwingungen der Stimmbänder geben beim Eintritt der Luft aus der Lunge einen Ton, dessen Höhe von ihrer stärkeren oder schwächeren Spannung abhängt. Aus diesem Urlaut entstehen die Vokale

durch die verschiedene Stellung des Mundes. Wird die Mundhöhle frei gehalten und die Zunge platt niedergedrückt, so entsteht der Vokal a; wenn sich das Mundrohr am Gaumen verengert, i; wird es am entgegengesetzten Ende, den Lippen, zusammengezogen, u. Bei o ist der vordere Teil der Mundhöhle weniger verengert als bei u. Bei e erweitert sich dieser noch mehr. Zwischen a und e liegt ä als Übergangsvokal, ö zwischen e und o und ü zwischen u und i. Ähnlich verhält es sich mit den Diphthongen ai, au und äu.

Die Konsonanten sind begleitende Geräusche, die dadurch hervorgebracht werden, daß die Mundhöhle an einer Stelle verengt oder geschlossen wird, bis der Luftstrom sie öffnet, der mit dem Aussprechen des Vokals durchzieht. Eine Mittelstellung zwischen Konsonanten und Vokalen nimmt h ein, das entsteht, wenn der Luftstrom durch die weit geöffnete Stimmritze und den gleichfalls offenen Mund dringt. Die übrigen Konsonanten teilt man nach den dabei tätigen Organen in Lippen-, Zungen- und Kehllaute oder nach der geringeren oder größeren Selbständigkeit des Tons usw. Die Konsonanten sind weniger vernehmbar als die Vokale; da sie schon in einiger Entfernung nicht mehr verstanden werden, muß man sie Schwerhörigen gegenüber oder vor großen Versammlungen besonders kräftig anklingen lassen.

Ohne Zweifel kamen die Organe zum Sprechen dem Bedürfnis des Menschen, der Zeichen für seine Wahrnehmungen suchte, entgegen. Die Art des Gebrauchs übte dann auch wieder auf die Ausbildung der Organe ihre Wechselwirkung. Die Sprache gestattet durch die Verbindung von Vokalen und Konsonanten eine unend-

liche Mannigfaltigkeit von Wortbildungen, mit der die wenigen tierischen Laute sich gar nicht vergleichen lassen. Auch Mienen- und Gebärdenspiel, wie viel sich darin ausdrücken läßt, kann sich nie zu der Klarheit und Bestimmtheit der Wortsprache erheben. Ferner muß man gesehen werden und den Blick auf sich ziehen, um durch Mienen und Gebärden etwas ausdrücken zu können; im Dunkeln ist's unmöglich und bei Licht muß man zuerst die Aufmerksamkeit erwecken. Der Sprechende kann auch im Dunkeln, kann auch von dem, der ihn nicht ansieht, Gehör erzwingen.

Fertig übergeben aber ist die Sprache dem Menschen nicht. Sie ist von ihm im Lauf seiner Entwicklung gebildet worden und ist noch jetzt in fortwährender Weiterbildung begriffen. Die ersten Laute mochten einfache Bezeichnungen für Einzelwahrnehmungen sein. Man hörte den Donner rollen, den Ast brechen, der lebhaftere Sinnenreiz wirkte auf die Nerven, der Nachahmungstrieb fand in den Sprachorganen willige Diener und der Mensch antwortete mit einem Stimmgeräusch. Hatte es eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Naturlaut, so freute er sich seiner Kunst und wiederholte sie gern. Bot ihm die Natur keinen Schall zur Nachahmung, so erfand er einen eigenen. Mein Jüngster rief, wenn er vom Fenster aus einen Wagen eilig vorbeifahren oder die Soldaten marschieren sah, athai, athai, das erste Wort seiner eigenen Erfindung, mit dem er eine Reihe ähnlicher Wahrnehmungen bezeichnete.

Aber nur der kleinste Teil des Sprachschatzes ist aus Nachahmungen von Naturlauten und unwillkürlichen Ausrufen hervorgegangen.

Wie der Selbsterhaltungstrieb, der Wille zum Leben, früher vorhanden und stärker ist als Wahrnehmung, Vorstellung und Begriff, so dient auch die Sprache dem Menschen vorzugsweise als Ausdruck des Willens. Man nimmt das Kind auf den Arm und ruft dazu Oppa. In kurzem ahmt das Kind den Laut nach, um wieder auf den Arm genommen zu werden. Die ursprünglichsten Äußerungen der Sprache sind allemal abgekürzte Sätze, deren Subjekt, der Redende, selbstverständlich ist, während das Prädikat als das Wichtigste hervorgehoben wird. Das Kind ruft Mama, weil es will, daß die Mutter zu ihm kommen soll. In der Wirtschaft genügt es dem Gast, seinen Wunsch in das Wort „ein Bier“, „ein Kaffee“ zusammenzufassen. Ein Kommandowort, wie „Marsch“, „Fortfahren“, reicht zum Verständnis aus.

Wie einfach aber auch die Anfänge der Sprache sein mögen, sie ist es, die die menschliche Gesellschaft zusammenführt, und jeder Fortschritt ist mit ihr verknüpft. Auf den Vorstufen der Kultur, unter Papuas und Rothäuten, kann es vorkommen, daß mit einer einzigen Generation eine Sprache entsteht und vergeht, weil hier kein dauerndes Zusammenleben ist. Solche Völker sind aber eben damit von der Geschichte der Kultur ausgeschlossen. Denn die Sprache ist es, auf der die menschliche Kultur beruht. Sie hat es dem Menschen möglich gemacht, Städte und Reiche zu gründen, die ihre Bürger durch Gesetz und Sitte hoch über die übrigen Erdbewohner hinausheben, die ihn lehren, daß es noch etwas Höheres gebe als das Leben selbst. Sie ist die Mutter der Gewerbe, Künste und Wissenschaften; ohne sie gäbe es weder Religion noch Philosophie. Die Sprache, in

der die Vernunft, das Denken in Begriffen, zum Ausdruck kommt, ist das Kennzeichen des Menschen. Von einem Menschen ohne Sprachbegabung zu reden, ist absurd. Durch die Sprache steht ein kleines Kind hoch über dem ältesten und klügsten Tier.

Man hat dagegen geltend gemacht, es gäbe Wilde, deren Sprache nicht besser sei als das Glucksen der Hühner und das Zwitschern der Vögel. Ein solcher Mensch stehe den Tieren sehr viel näher als dem gebildeten Europäer. Nun steht aber fest, daß ein Kind dieser glucksenden und zwitschernden Eltern, in Europa mit Kindern der gebildetsten Nationen von frühestem Alter an erzogen, deutsch, französisch, englisch sprechen lernt wie unsere Kleinen. Macht man denselben Versuch mit dem klügsten Jungen des klügsten Affen, so mißlingt er. Daraus folgt: Im Menschen, und nur im Menschen, ist die Anlage zum vernünftigen Denken und Sprechen vorhanden. Ob sich diese Anlage unter besonders günstigen Verhältnissen in der Vorzeit von selbst entwickelt hat, ob der Eine, in dem wir leben und weben, sie seinen Auserwählten ins Leben mitgab, darüber mögen Naturforscher, Philosophen und Theologen streiten. Aber an der Tatsache läßt sich nicht rütteln, die Sprache ist das Adelsdiplom des Menschen.

D. Lachen und Weinen.

Zu den Eigentümlichkeiten des Menschen, die ihn von allen uns bekannten Lebewesen unterscheiden, gehört, wie Vernunft und Sprache, auch Lachen und Weinen. Beim Lachen wird der Lachmuskel, ein Teil des breiten Halsmuskels, der von der unteren Wange zum Mundwinkel

verläuft, auf eine vom Gehirn ausgehende Reizung hin zusammengezogen, sodaß die Mundspalte erweitert und die Mundwinkel gehoben werden. Bei stärkerem Lachen ist der Vorgang von eigentümlichen Atmungsbewegungen begleitet; auf einen tiefen Einatmungszug folgt das Ausatmen in schnell aufeinanderfolgenden, mehr oder weniger hörbaren Stößen. Indem hierdurch das Zwerchfell in Bewegung gesetzt wird, hebt das Lachen das Gefühl der Lebenskraft und gehört somit zu den angenehmen Empfindungen. Eben deshalb ahmen Säuglinge und Affen es äußerlich nach, wie denn der Lachmuskel auch einzelnen Tieren nicht fehlt. Das selbständige Lachen aber ist an das Denken in Begriffen, an die Vernunft, geknüpft und ein charakteristisches Merkmal des Menschen. Es entsteht aus der plötzlichen Erkenntnis der Nichtübereinstimmung zwischen einem Begriff, den wir im Kopf tragen, und einer Wahrnehmung oder Vorstellung aus der realen Welt, die nach unserer Meinung unter den Begriff gehört, sich ihm aber nach der augenblicklichen Erfahrung nicht einordnen läßt. Eine solche Erfahrung ist ergötzlich, denn die Tätigkeit der Vernunft, die mit der schweren Arbeit des Gedächtnisses zusammenhängt, das Begreifen, Urteilen und Schließen, ist anstrengend und ermüdend. Da tut es uns wohl, wenn Mutter Weisheit gelegentlich die Erfahrung macht, daß es zwischen Himmel und Erde noch gar viele Dinge gibt, die sich ihr nicht so ohne weiteres fügen wollen. Wie mannigfach die Arten des Lächerlichen auch sind, sie entstehen alle aus dem Kontrast zwischen der abstrakten Begriffswelt in unserem Kopf und der bunten Erscheinungswelt, die uns in den Sinneswahrnehmungen und Vorstellungen entgegentritt.

Man kann zwei Hauptgattungen des Lächerlichen unterscheiden, den Witz und die komische Handlung. Der Witz geht von mehreren sehr verschiedenen Wahrnehmungen aus und bringt diese willkürlich unter die Einheit eines Begriffs. Die komische Handlung zeigt ein seiner einseitigen Begriffswelt folgendes Individuum im Widerspruch mit den Wahrnehmungen und Forderungen des wirklichen Lebens.

Eine untergeordnete Art des Witzes ist das Wortspiel, das den Mangel der Sprache benutzt, die für sehr verschiedene Dinge oft nur ein Wort hat. So lassen sich auch ganz und gar nicht verwandte Wörter in eines verschmelzen, wenn z. B. Heine erzählt, er sei von Rothschild sehr famillionär empfangen worden. Nicht viel höher steht die Parodie, die als Travestie in die großen Formen eines hohen idealen Kunstwerks ein niederes burleskes bringt. (Blumauers Äneide). Die Karikatur steigert die Eigentümlichkeiten eines Gegenstandes bis ins Unnatürliche, ja Unmögliche. (Haug's zweihundert Hyperbeln auf Herrn Wahls ungeheure Nase). Der Humor verbirgt eine ernste Lebensauffassung unter einer heiteren Außenseite, während in der Ironie der scheinbare Ernst nicht ernst gemeint ist, sondern nur den Scherz verhüllt. Eine unerschöpfliche Quelle von Witzen bildet der falsche Gebrauch von Fremdwörtern bei Leuten, die gern gebildeter erscheinen möchten als sie sind.

Handelt der Mensch seiner Begriffswelt entsprechend, während diese Begriffswelt der wirklichen Gestalt der Dinge fremd gegenübersteht, so entsteht die komische Handlung. (Don Quixote und der Eintritt Parzivals in die Welt).

Falstaff wirkt schon durch seine Erscheinung komisch, insofern seine Wohlbeleibtheit weit über das Maß hinausgeht, das wir als Normalbeschaffenheit im Kopfe tragen. Seine Aufschneidereien erhöhen den lächerlichen Eindruck, da sie an sich schon mit der Erfahrung in Widerspruch stehen und sich mit dieser Persönlichkeit vollends nicht vereinigen lassen. Es ist ein Witz, wenn Uhland seinen Helden den furchtbaren Hieb, der den Türken spaltet, als Schwabenstreich bezeichnen läßt. Don Quixote handelt komisch, wenn er, nur seiner Begriffswelt folgend, mit den Flügeln der Windmühle kämpft.

Weniger erfreulich, aber doch derselben Quelle entspringend, ist das Hohnlachen. Es kann andern und kann auch uns selbst gelten. Gilt es andern, so sagt es diesen, daß sie sich von uns einen falschen Begriff gemacht haben, der eben jetzt durch die Tatsachen widerlegt wird. Gilt es uns selbst, so geben wir damit zu erkennen, daß sich unsere eigenen Ideale als Trug und Hirngespinnst erweisen. „Ihr Lachen tötet mich, Tellheim“, ruft Minna von Barnhelm (IV, 6), „es ist das schreckliche Lachen des Menschenhasses. Ich habe nie fürchterlicher fluchen hören als Sie lachen.“

Wie das Lachen, so ist auch das Weinen ausschließlich dem Menschen eigen. Tränen hat auch das Tier. Sie entspringen den Tränendrüsen an der obern Wand der Augenhöhle. Die in der Hauptsache aus Wasser und Salz bestehende Flüssigkeit bespült bei offenem Auge unausgesetzt die vordere Augenwand und dient dazu, mit Hilfe der Augenlider das Auge warm und rein zu halten. Die Berührung der Hornhaut durch

Fremdkörper, durch kalte Luft oder starken Lichtreiz, vermehrt die Tränen. Diese normalen und rein körperlichen Absonderungen verlieren sich teils durch Verdunstung, teils dadurch, daß sie nach der Nasenhöhle abgeleitet werden. Äußerlich betrachtet, ist nun das Weinen des Menschen nichts anderes als ein so reicher Tränenerguß, daß die gewöhnlichen Wege zur Entfernung nicht ausreichen, er also über das untere Augenlid abfließt. Das Eigentümlich-Menschliche aber ist weniger die quantitative Vermehrung, die durch äußere Ursachen, also auch beim Tier, hervorgerufen werden kann, als die vom Zentralorgan ausgehende Veranlassung zum Tränenerguß. Diese Veranlassung ist nämlich nicht der Schmerz an sich, sonst würden auch die Tiere weinen, sondern der zum Bewußtsein, zur Reflexion kommende Schmerz. Es ist die Vorstellung des eigenen oder fremden Schmerzes, die uns mit dem tiefsten Mitleid erfüllt und die in dem mehr oder weniger unwillkürlichen Tränenerguß Erleichterung findet. Odysseus weint, als ihm beim Phäakenkönig durch den göttlichen Sängers seine eigene Leidensgeschichte ergreifend vors Auge gestellt wird. Goethes Hermann hat bei den Scheltworten des Vaters niemals geweint, aber als er sich bei dem Blick auf sein einsames Leben so recht bemitleidenswert vorkommt und die Mutter ihn von Herzen bedauert, da entstürzen Tränen dem Auge und er weint laut an der Brust der Mutter.

Weiche phantasievolle Menschen sind weit mehr zum Weinen geneigt als harte und nüchterne; Kinder, Frauen und alte Leute mehr als Männer. Lessing rühmt im ersten Stück des Laokoon als einen Vorzug der gesit-

teten Griechen, daß sie zugleich weinen und tapfer kämpfen konnten, daß sich ihre Helden und Götter der Tränen nicht schämten. Alle Schmerzen verbeißen, weder seine Sünde noch den Verlust seines liebsten Freundes beweinen, nennt Lessing Züge barbarischen Heldenmutes. Dagegen hat Herder mit Recht erinnert, daß die griechischen Helden sich bei körperlichen Schmerzen in der Regel der Klagen enthalten, daß die Spartaner ihre Knaben zu solcher Abhärtung erzogen haben. Bei Seelenleiden aber den natürlichen Ausdruck des Schmerzes nicht zu unterdrücken, den Tränen freien Lauf zu lassen, widerspricht weder dem griechischen noch dem germanischen Heldentum. Rüdiger im Nibelungenlied klagt nicht weniger laut um den Tod seiner Freunde als Achilleus an der Leiche des Patroklos. Petrus, der Säulenapostel, weint bitterlich, als der Blick des Meisters ihn an seine schwere Schuld erinnert. „Alles ist dahin, nur eines bleibt“, klagt Goethes Tasso, „Die Träne hat uns die Natur verliehn, Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt Es nicht mehr trägt“.

Wie es aber neben dem fröhlichen Lachen das „Hohn-
gelächter der Hölle“ gibt (Fiesko V, 2), so stehen dem schmerzlichen Weinen die Freudentränen gegenüber. Das plötzliche Innewerden der Errettung aus großer Gefahr oder eines ganz unerwarteten hohen Glücks ruft in den Tränendrüsen dieselbe krampfartige Reizung hervor wie das Mitleid mit uns selbst oder andern. Daß die Freudentränen so viel seltener als die Wehmutstränen sind, kann als Beweis dafür dienen, daß es mehr Leid als Lust auf der Welt gibt. Immer aber gewährt das Weinen eine gewisse Erleichterung, löst eine gewisse Spannung und

bestätigt das Goethesche Wort: Und Tränen fließen gar so süß, Erleichtern mir das Herz.

E. Selbstbewusstsein.

Jedes organische Wesen, das eine Einwirkung der Außenwelt empfindet, empfindet zugleich damit auch sich selbst. Selbstgefühl ist vom Gefühl der Außenwelt unabtrennbar; es gibt kein Objekt ohne ein Subjekt. Je unentwickelter die Empfindung der Außenwelt ist, um so unbestimmter ist auch das Selbstgefühl. Die Schnecke, die keinen andern Sinn hat als das Auge und damit nicht mehr als hell und dunkel im allgemeinen unterscheiden kann, hat ohne Zweifel auch nur ein äußerst schwaches, verschwommenes und kaum traumartiges Gefühl des eigenen Daseins. Wenn aber auf den höheren Stufen des organischen Lebens die Beziehungen zur Außenwelt immer mannigfaltiger, die Sinneswerkzeuge immer vollkommener werden, so macht sich auch das Selbstgefühl nach verschiedenen Seiten geltend und nimmt eine bestimmtere Gestalt an. Der Hund wird im Umgang mit dem Menschen dahin gebracht, daß er auf den ihm erteilten Namen hört. Er muß eine Vorstellung davon haben, daß er dieser Nero oder Caro ist, wenigstens für seinen Herrn, wenn auch nicht für Fremde und nicht für seinesgleichen. Der Hund hat ein sehr viel ausgeprägteres Selbstgefühl als die Schnecke.

Zum Selbstbewusstsein aber wird das Selbstgefühl erst dadurch, daß es zum Begriff wird. Denn bewußt sind wir uns nur dessen, was wir begreifen, d. h. was wir der im Gedächtnis vorhandenen Begriffswelt einordnen. Zum Selbstbewusstsein im strengeren Sinn gelangt nur der Mensch.

Der Prozeß, in dem sich dieser als Individuum von andern unterscheidet, nimmt also gleichzeitig mit dem Denken und Sprechen seinen Anfang. Wenn das Kind nach Bildung der Zähne der Mutterbrust entwöhnt ist, wenn es im Gehen den Anfang einer unabhängigen Bewegung macht, so wird mit dem Beginn des Sprechens das Selbstgefühl mehr und mehr zum bewußten. Das Kind spricht zuerst in der dritten Person, weil andere in dieser Weise von ihm sprechen; aber es ist ihm sehr wohl bekannt, daß es selbst diese dritte Person ist. Der Übergang vom Gebrauch der dritten Person zu dem der ersten ist ein allmählicher und schwankender und J. G. Fichte hätte den Tag nicht gerade besonders festlich zu begehen brauchen, an welchem sein Sohn zum erstenmal ich sagte. Das Kind sagt heute ich und setzt morgen seinen Namen dafür ein, aber es weiß ganz bestimmt, daß dieser Fritz oder Paul es selbst ist und kein anderer. In seinem Gedächtnis sind frühere und spätere Wahrnehmungen und Willensäußerungen mit ein und demselben Ich eng verknüpft und die Fortsetzung dieser Erinnerungen bis zur Gegenwart macht das Selbstbewußtsein aus.

Während beim Tier der Gattungscharakter weitaus die individuellen Züge überwiegt, wird beim Menschen die Individualität um so ausgeprägter, je höher er steht. Wie weit überragen die Griechen mit ihrer Ausbildung des Besonderen im persönlichen und politischen Leben die dumpfe Gleichmäßigkeit der asiatischen Völkerhorden! Dort gilt der einzelne Mensch nur als Zahl in der Masse und der Despotismus ist die natürlichste Staatsordnung. Bei den Griechen gehört der Staat nicht

einem, sondern der Gesamtheit der Vollbürger und jeder gilt für das, wozu er sich nach seiner besonderen Anlage gemacht hat. „Werde, wozu du bestimmt bist; wir leben nicht alle zu dem gleichen Zweck“, mahnt Pindar.¹⁾

Das Selbstbewußtsein ist ein zwar von Zeit zu Zeit unterbrochener, aber nie zum Abschluß kommender Prozeß. Unser Körper, unser Wille, unsere Intelligenz, unsere Stellung zur Außenwelt, alles ist in stetem Wechsel und auf jeder Stufe des Lebens lernen wir uns von einer anderen Seite kennen. Das Gedächtnis aber ist das Band, das diese wechselnden Zustände zur Einheit des Selbstbewußtseins verknüpft. Das Organ des Selbstbewußtseins kann daher auch nur da gesucht werden, wo das Gedächtnis seinen Sitz hat. Es ist übrigens ein leicht verletzliches Organ, das schon durch Gase und Flüssigkeiten in seiner Tätigkeit gehemmt wird, die dem Körper sonst geringen Schaden zufügen.

V.

Der Intellekt in Ruhe und krankhafter Erregung.

A. Schlaf.

Die intellektuellen Kräfte ruhen, solange der animalische Organismus noch nicht der objektiven Welt gegenübersteht; der Embryo schläft. Der Schlaf hört auf, wenn die Beziehungen zur Außenwelt erkannt und geregelt werden müssen. Für die niedere Tierwelt ist dabei, wie für die Pflanzen, der Wechsel der Jahres-

¹⁾ Γένοι σός έσαι, άναπνέσκειν έδούχ άπαντες έπι ύσα. Pyth. II, 7. Nem. 7. 5.

zeiten maßgebend. Höher hinauf ist es besonders der Gegensatz zwischen dem Licht, das dem Auge die Welt erschließt, und der Finsternis, die den Wechsel von Wachen und Schlafen herbeiführt. Zu dem Dunkel der Nacht kommt die Stille, die auch dem Sinn des Gehörs Ruhe gestattet. Wenn dann auch die übrigen Sinne nicht weiter beschäftigt sind, so läßt die Tätigkeit des Zentralorgans nach, die Blutzirkulation wird geringer und die willkürlichen Bewegungen werden auf das bescheidenste Maß beschränkt. Was die Tätigkeit der Sinne mindert oder aufhebt, begünstigt das Einschlafen, z. B. das monotone Geräusch eines murmelnden Bachs, eines schlechten Vorlesers. Wir verlieren darüber allmählich die Herrschaft über unsere Vorstellungen, sie wechseln rasch und kommen in verworrener Folge, aber oft mit solcher Bestimmtheit, wie sie die Phantasie im wachenden Zustand nicht hervorzubringen vermag. Ohne daß man den Moment bestimmen kann, wird endlich die intellektuelle Tätigkeit eingestellt und die hier ersparte Kraft zur Ergänzung und zum Ausgleich der im Lauf des Tages eingetretenen Verluste verwandt. Der innere Lebensherd bleibt nämlich im Schlaf in Tätigkeit. Herz, Lunge, Magen usw. arbeiten fort, nur mit etwas verminderter Kraft. Auch ist der Verkehr mit der Außenwelt nicht ganz und gar aufgehoben, wenn gleich die Empfindlichkeit für äußere Einwirkung im gleichen Verhältnis mit der Tiefe des Schlafes abnimmt.

B. Traum.

Auf äußeren oder inneren Anlaß hin kann indessen im Schlaf eine gewisse Aufmerksamkeit erweckt werden,

ohne daß es zum Erwachen kommt. Ein Lichtschimmer, der sich trotz des geschlossenen Auges den Sehnerven bemerkbar macht, ein Geräusch, das zum Ohr dringt, unbequeme Lage des Körpers usw. genügen, einen Reiz auf den Schlafenden zu üben, und sofort dringt das Blut etwas stärker zum Zentralorgan. Dieses aber, einmal in Bewegung gesetzt, übt alsbald seine gewohnte Tätigkeit. Wie es für den Wachenden die Sinneseindrücke verarbeitet und die Vorstellungen zu den vorhandenen Begriffen in Beziehung setzt, so frischt es für den Schlafenden allerlei Bilder und Erinnerungen auf. Die Anregung dazu kann ebensogut von außen als von innen kommen. Geringe Änderungen der Bluttemperatur, Beschleunigung des Umlaufs, Störungen der Verdauung usw. wirken häufiger noch als äußere Einflüsse ein. Ist die Erregung stark genug, so pflanzt sie sich vom Zentralorgan zu den Endpunkten der sensibeln Nerven fort, nimmt also den umgekehrten Weg wie beim wachenden Menschen. Dann glaubt der Träumende zu sehen, zu hören, zu schmecken, dann gewinnt das Traumbild eine solche Bestimmtheit und Deutlichkeit, daß es, solange der Schlaf währt, der objektiven Wahrheit gleichkommt. Das lebhaftes Traumbild übertrifft weit die Leistungen auch der reichsten Phantasie; denn die letzteren sind doch nur im Zentralorgan vorhanden, sind Hirngespinnste, während das Traumbild die volle Realität der wirklichen Welt hat, weil es eben nicht nur im Gehirn, sondern auch in den Sinnesorganen ist.

Dabei verfügen indessen das träumende Gehirn und die sensibeln Nerven nur über den Vorrat von Vorstellungen und Begriffen, den der wachende Mensch sich

zu eigen gemacht hat. Jeder träumt, was seiner Art zu sehen, zu hören und vorzustellen entspricht. Der Blindgeborene gewinnt auch im Traum keine Vorstellung von der Farbe, und der Unmusikalische vernimmt kein zusammenhängendes Tonwerk. Anklänge an kurz zuvor Erlebtes, Wiederauffrischung tieferer Eindrücke aus der Vergangenheit, aber alles ohne den lenkenden Willen und die berichtigende Tätigkeit der Sinnesorgane, bringen das wunderliche Gewirr der Träume hervor. Der angenehme oder unangenehme Charakter derselben gestattet vielleicht hier und da einen Schluß auf die Gesundheit oder Krankheit des Träumenden. Auch kann unter der Fülle meist sinnloser Kombinationen von Vorstellungen zur Abwechslung einmal eine recht zutreffende vorkommen, wie bunte Kiesel, durcheinander geworfen, gelegentlich eine geometrische Figur bilden. Im allgemeinen aber sind die Träume wertlos und ein tiefer Schlaf ohne Träume ist der erquicklichste.

C. Vision.

Opium, Alkohol und andere Gifte versetzen, ins Blut eingeführt, das Gehirn in einen Traumzustand, ohne daß dabei der Schlaf eintritt. Vorübergehende oder dauernde Störung körperlicher Funktionen, Verletzung oder Lähmung einzelner Stellen des Zentralnervensystems, können ähnliche Folgen haben. Die dadurch herbeigeführten Vorstellungen sind den Sinneswahrnehmungen an Deutlichkeit und Bestimmtheit gleich, ja übertreffen sie zuweilen. Dabei stellen die Organe, welche beim gesunden Menschen im Wachen die Beziehungen zur Außenwelt regeln, ihre Funktionen mehr oder weniger ein. Die

Augen, wenn auch weit geöffnet, scheinen mehr nach innen als nach außen zu blicken (Gespensteraugen), das Selbstbewußtsein ist traumumflort, der Gesichtsausdruck gleicht dem der Geistesabwesenden, der Ohnmächtigen. Man nennt einen solchen Zustand *Vision*.

Auch die *Vision* trägt einen durchaus subjektiven Charakter. Der *Visionär* sieht nichts, was nicht eine regellose Phantasie erzeugen kann. Auch der Umstand, daß oft eine größere Anzahl Menschen in denselben Zustand gerät und dann dasselbe Bild vor Augen hat, dieselbe Stimme zu hören glaubt, läßt nicht auf eine objektive Ursache schließen, denn die *Vision* ist ansteckend wie die Epilepsie, und die Anlage dazu ist in manchen Zeiten und Verhältnissen weit verbreitet.

Kann aber auch die lebhafteste und von vielen geteilte *Vision* nichts für den objektiven Tatbestand beweisen, so gewinnt sie doch nicht selten für den *Visionär* die größte Bedeutung. Der Jungfrau von Orleans, dem Propheten Mohammed wurde durch Visionen das, was bisher nur leise Stimme des Gewissens gewesen war, zur überwindlichen göttlichen Berufung. Die Kraft des Willens und des Intellekts wurde dadurch unendlich viel höher gesteigert, als vernünftige Überlegung es je vermocht hätte. In der Geschichte des Mittelalters haben Visionen nicht selten den Anlaß zu den folgenschwersten Entschlüssen gegeben. Allerdings ist dabei nicht zu vergessen, daß der gläubige *Visionär* selbst auch eine schwärmerische, von einer Idee ganz beherrschte Persönlichkeit sein und daß er in einer Zeit und unter einer Umgebung leben muß, die in Abnormitäten, in krankhaften Zuständen, den Höhepunkt des geistigen Lebens erblickt.

Drittes Buch.

Die Elemente der Logik.

Vorbemerkung.

Die Begriffe, die wir mit der Muttersprache als größten geistigen Schatz erhalten, werden erst dann wertvoll, wenn wir ihre Bedeutung erkennen und unsere eigenen Erfahrungen mit ihnen in die rechte Beziehung setzen. Das tut der gesunde Menschenverstand ohne besondere Vorschriften; er lernt mit dem richtigen Gebrauch der Sprache auch die richtige Anwendung der Begriffe. Die Regeln, die sich aus der Zergliederung des Satzes ergeben, gelten für das Denken nicht minder als für die Grammatik und der klare Kopf verfährt, wenn er seine Muttersprache recht versteht, ebenso logisch als der gründliche Kenner der Denkgesetze. Mephistopheles verspottet daher das collegium logicum, das in schwere Regeln fasse, was der Mensch von Natur so frank und frei übe wie essen und trinken.

Indessen verlangen wir doch auch vom gebildeten Menschen, daß er die Natur seines Körpers wenigstens soweit kenne, um die Bedeutung der Vorgänge im Lebens-

prozeß, das Atmen, Essen und Trinken, einigermaßen zu verstehen. Er übt's garum nicht besser und nicht schlechter als zuvor, aber „den schlechten Mann muß man verachten, der nie bedacht, was er vollbringt“. Es genügt für die höhere Bildung nicht, das, was uns vor allem vom Tier unterscheidet, das Denken, nur instinktiv zu üben, wir wollen zur Praxis die Theorie, wir wollen die Denkgesetze selbst kennen und verstehen. Zudem gehört die Kenntnis der Theorie nicht nur zum Schmuck des Lebens; sie gewährt auch große Vorteile. Der klare Kopf empfindet freilich die Fehler im eigenen Denken wie in dem der andern; aber er weiß nicht, wo sie stecken, er kann sie nicht deutlich machen. Der Kenner der Denkgesetze kann die bewußten und unbewußten Feinde der Wahrheit überführen. Hat er ihnen einen offenbaren Verstoß gegen die Logik nachgewiesen, so reicht alle Kunst sophistischer Beredsamkeit nicht aus, den Irrtum zu verhüllen. Wie viele Mißverständnisse lassen sich schlichten, wie viele Debatten rasch beenden, wenn es gelingt, die Streitfragen auf deutliche Begriffe, Urteile und Schlüsse zurückzuführen und diese nach den Gesetzen der Logik zu behandeln! Wer sich diesen nicht fügen will, der zeigt damit aller Welt, daß es ihm nicht um die Wahrheit zu tun ist, sondern um die Durchführung seines blinden Willens nach dem Wort Juvenals: Hoc volo, sic iubeo, sit pro ratione voluntas. Immer aber ist's ein großer Gewinn, die eigentlichen Motive des Handelns zu erkennen.

Daher sollte die Logik in den Mittelschulen den Unterricht in der Muttersprache beschließen und zwar in der einfachen Gestalt, wie Aristoteles sie vorgezeichnet.

Man teilt die Logik am übersichtlichsten nach ihren Elementen in die Lehre vom Begriff, vom Urteil und vom Schluß.

I.

Die Begriffe.

A. Inhalt und Umfang der Begriffe.

Der Begriff hält (vergl. Zweites Buch IV B) das fest, was einer Anzahl von Einzelvorstellungen gemeinsam ist. Mit dem Wort Mama verbindet das Kind, seitdem es seinem Gedächtnis anvertraut ist, eine Fülle von Wahrnehmungen, die sich von Tag zu Tag vermehren. Anfangs denkt es dabei nur an seine Mama, der Begriff ist ein Individualbegriff, aber doch insofern ein Abstraktum, als er auf mehreren und nicht immer völlig gleichen Wahrnehmungen beruht. Von weit mehr Besonderheiten aber müssen wir absehen, um von dem Individualbegriff „meine Mutter“ zu dem Gattungsbegriff „Mutter“ zu kommen. Mit dem Begriff „meine Mutter“ ist ein reicher Born unvergeßlicher Erinnerungen verknüpft, aber er bezieht sich nur auf ein einziges Objekt. Der Begriff „Mutter“ sieht von tausend Eigentümlichkeiten ab, hält sich nur an die eine Vorstellung einer Frau, die eigene Kinder hat, und bezieht sich dafür auf eine unübersehbare Anzahl von Objekten. Durch weiteres Aufgeben eines besonderen Merkmals kommt man vom Begriff „Mutter“ zum Begriff „Frau“, weiter zum weiblichen Geschlecht, zum Menschen, zum organischen Geschöpf, zum Wesen. Der letzte Begriff umfaßt so ziemlich alles, was im Himmel und auf Erden ist; sein einziges Merk-

mal aber ist das des Seins, der Existenz in unserer Vorstellung. Je ärmer also ein Begriff an Merkmalen ist, auf umso mehr Vorstellungen erstreckt er sich und umgekehrt. Da man die Summe der Merkmale den Inhalt des Begriffs nennt, die Summe der von ihm umfaßten Vorstellungen seinen Umfang, so lautet das Gesetz: Je größer der Inhalt eines Begriffs, desto kleiner der Umfang; je größer der Umfang, desto kleiner der Inhalt. Ein Begriff ist deutlich, wenn man alle seine Merkmale, also den Inhalt, kennt; ein Begriff ist klar, wenn man die Reihen der Vorstellungen übersieht, welche er umfaßt, also seinen Umfang. Die Merkmale teilt man in wesentliche (essentiales) und zufällige (accidentales); die letzteren kommen für die Klarheit nicht in Betracht. Die Reihen der Vorstellungen ordnen sich in höhere und niedere, über- und untergeordnete, Gattungen (genera) und Arten (species). Doch sind in der Logik Art und Gattung relative Bezeichnungen. Derselbe Begriff ist einem abstrakteren gegenüber Artbegriff, einem konkreteren gegenüber Gattungsbegriff. Wirbeltier ist species dem Tier gegenüber, steht aber als genus über dem Säugetier.

B. Definition, Division und Partition.

Die Definition macht uns mit dem Inhalt, d. h. mit den wesentlichen Merkmalen eines Begriffs bekannt. Kennt man den nächst höheren Gattungsbegriff, das genus, wozu der zu definierende Begriff als species gehört, so ist nicht nötig, alle wesentlichen Merkmale aufzuzählen. Es genügt, den Gattungsbegriff und dazu das besondere Merkmal des Artbegriffs

anzugeben. Ὁ ὁρισμὸς ἐκ γένους καὶ διαφορῶν ἐστίν. Definitio fit per genus proximum et differentiam specificam. Quadrat ist ein Rechteck (genus proximum) mit gleichen Seiten (differentia specifica). Poesie ist die schöne Kunst, welche die Worte zu ihren Zwecken verwendet. Philosophie ist die Wissenschaft, die den Menschen über sein Wesen aufzuklären sucht.

Da uns die Begriffe als Wörter, als Teile der Sprache, übergeben werden, die Sprache aber in fortwährender Weiterbildung und Umbildung begriffen ist, so wird der Realdefinition, die über das Wesen des Begriffs Aufschluß gibt, nicht selten die Nominaldefinition vorausgeschickt, die das Wort nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauch erklärt. Sie gibt die Übersetzung, wenn das Wort aus einer fremden Sprache entlehnt ist, sie gibt, indem sie auf die Wurzel zurückgeht, die Geschichte des Worts bis auf den heutigen Sprachgebrauch. Welche Wandlungen hat die Bedeutung des Wortes Religion durchgemacht, das ursprünglich nur eine gewisse Verpflichtung ausdrückte! Nominaldefinition von Epigramm: Dichtung nach Art einer Aufschrift. Realdefinition: Kurzer Sinnspruch, der durch eine Art Rätsel unsere Aufmerksamkeit weckt und am Schluß befriedigt. Besonders lehrreiche Realdefinitionen sind die genetischen, in welchen die Merkmale so zusammengestellt werden, daß sich daraus die Entwicklung des Begriffs ergibt. Eine Mondfinsternis entsteht, wenn die Erde eine solche Stellung zwischen Sonne und Mond einnimmt, daß ihr Schatten auf den Mond fällt.

Die Definition wird zu weit, wenn sie ein wesentliches Merkmal fortläßt oder anstatt des genus proximum

ein höheres angibt, z. B. das Quadrat ist ein Parallelogramm mit gleichen Seiten (anstatt Rechteck). Sie wird zu eng, wenn sie den wesentlichen Merkmalen ein unwesentliches hinzufügt. Der Baum ist eine Pflanze mit holzigem Schaft, Ästen und Zweigen; damit wäre die Palme ausgeschlossen. Drittens darf die Definition nicht tautologisch sein, d. h. sie darf den zu definierenden Begriff nicht in die Erklärung aufnehmen. Z. B. Pedanterie ist das Treiben eines Pedanten.

Den Umfang eines Gattungsbegriffes übersieht man, wenn man seine Arten kennt. Die Teilung eines Gattungsbegriffs in seine Arten nennt man *divisio*. Um aus dem Gattungsbegriff, dem *totum dividendum*, die Arten, *membra divisionis*, abzuleiten, muß man, wenn es sich nicht um besondere Interessen handelt, das wesentlichste Merkmal zum Einteilungsgrund, *fundamentum* oder *principium divisionis*, machen. - Definiert man Poesie als die schöne Kunst, die zum Material die Sprache hat, so ist die Sprache, der Vortrag, das tiefste *fundamentum divisionis*, und man gewinnt dadurch die drei Teile der epischen, lyrischen und dramatischen Poesie, je nachdem die Dichtung zur Rezitation, zum Gesang oder zur Aufführung auf der Bühne bestimmt ist. Man kann die Menschen nach dem Geschlecht, der Hautfarbe, dem Lebensalter, den Erdteilen, dem Stande usw. sondern, und man gewinnt dabei sehr verschiedene Arten. Die wichtigste Einteilung für die deutliche Kenntnis des Begriffs aber ist ohne Zweifel die nach den Sprachstämmen, da die Sprache die *differentia specifica* des Menschen unter den animalischen Wesen ist. Eine nicht im Begriff selbst begründete Einteilung, wenn z. B. Tiere oder Pflan-

zen nach ihrem Nutzen für den Menschen eingeteilt werden, kann zwar nützlich und wichtig sein, bringt aber den Umfang des Begriffs nicht in richtiger Ordnung zum Ausdruck, sondern stellt etwa Katze und Kuh, Salat und Fruchtbäume in eine Reihe.

Als Regeln für die Division sind zu merken: 1. Die Artbegriffe (Teile) müssen kleiner sein als der Gattungsbegriff, 2. sie müssen einander ausschließen, koordiniert sein, und 3. sie müssen zusammen das Ganze ausmachen.

Da der Individualbegriff keinen Umfang hat, kann man ihn auch nicht in Artbegriffe teilen. Der Gattungsbegriff Dreieck läßt sich nach den Seiten oder nach den Winkeln oder nach dem Konstruktionsfeld in Artbegriffe gliedern (gleichseitige, gleichschenkelige, ungleichseitige; rechtwinklige, spitzwinklige, stumpfwinklige; ebene und sphärische). Ein bestimmtes, gegebenes Dreieck ($\tau\acute{\iota}\theta\epsilon\tau\iota$) nun hat zwar keine Arten, man kann es aber doch nach seinen Seiten und Winkeln zerteilen oder durch Linien in kleinere Bestandteile zerlegen, die zusammen das Ganze ausmachen. Eine solche Zerteilung oder *partitio* betrifft nicht den Umfang, sondern den Inhalt des Begriffs; sie gibt aber mehr als eine Definition, da diese den Begriff als Ganzes festhält. Soll ich z. B. den Individualbegriff „unser Schulhaus“ erörtern, so wird die Definition sich darauf beschränken, es als ein öffentliches Gebäude zu den bestimmten Unterrichtszwecken des Gymnasiums zu bezeichnen. Die *Partition* dagegen tritt dem Inhalt des Begriffs näher. Sie sieht sich ihn darauf an, ob er zur Bezeichnung eines Raumgebildes oder eines Zeitereignisses dient, da ja doch das Individuelle in den besonderen Formen des Raums und der Zeit erscheint.

Ist es ein Raumgebilde, wie unser Schulhaus, so können die drei Dimensionen von oben nach unten, von rechts nach links, von vorn nach hinten den äußeren Umriß des zu erörternden Begriffs geben. Neben dem äußeren Umriß, der Form, muß dann das Innere, der Inhalt, verfolgt werden usw. Ist der zu erörternde Individualbegriff ein Zeitereignis, etwa eine geschichtliche Tatsache, so hat man neben dem Verlauf derselben das, was ihr zunächst vorausgeht, und das, was ihr unmittelbar folgt, zu beachten. Jedes Ereignis knüpft rückwärts an die Vergangenheit, verläuft in der Gegenwart und grenzt an die Zukunft. Teilt man den wichtigsten Abschnitt noch in Anfang, Mitte und Ende, so gewinnt man durch *partitio* fünf Abschnitte, Entstehung des Ereignisses, Verlauf in drei Akten und Ergebnis. Damit hängt dann auch die Einteilung des regelmäßigen Dramas zusammen.

II.

Das Urteil.

A. Analytische und synthetische Urteile.

Mit der Sprache bekommen wir eine große Menge von Bezeichnungen für Begriffe. Insofern diese bloße Wortschälle sind, die durch das Gedächtnis festgehalten werden, fördern sie unser geistiges Leben nicht. Erst wenn wir über die Beziehungen eines Begriffs zu einem uns bekannten oder zu einer Wahrnehmung etwas aussagen können, erhält er Wert für die Erkenntnis. Eine Aussage über das Verhältnis zweier Begriffe zu einander nennt man Urteil. Zu einem Urteil gehören also zwei Begriffe, einer, von dem etwas ausgesagt wird, und ein

zweiter, der die Aussage enthält. Der erste, das Subjekt, τὸ ὑποκείμενον, ist nach seiner sprachlichen Form ein Substantivum oder ein substantivisch gebrauchtes Wort; der zweite, das Prädikat, τὸ κατηγορούμενον, ist entweder ein Verbum, dessen Flexion die Art der Verbindung anzeigt, oder ein anderes Wort, dessen Verbindung mit dem Subjekt durch ein Hilfsverbum hergestellt wird. Jedenfalls muß die Beziehung zwischen Subjekts- und Prädikatsbegriff deutlich hervortreten, damit aus zwei Begriffen ein Urteil werde.

Bezieht sich die Aussage auf den Inhalt des Subjektsbegriffs, indem sie ein Merkmal desselben angibt, so nennt man das Urteil ein analytisches. Durch ein solches wird unsere Erkenntnis im allgemeinen nicht bereichert; es wird ja nur ausgesagt, was an sich schon im Subjektsbegriff enthalten ist. Aber wenn auch ein Urteil, wie z. B. „Die Eichen tragen Galläpfel“, dem Kenner nichts neues sagt, so erhält doch für manchen minder Unterrichteten der Subjektsbegriff „Eiche“ größere Klarheit, indem ein weniger bekanntes Merkmal hervorgehoben wird.

Das synthetische Urteil dagegen enthält eine Aussage über den Umfang eines Begriffs. Erfahren wir, wie sich der Subjektsbegriff nach seinem Umfang zum Prädikatsbegriff verhält, so sind wir berechtigt, die Merkmale des letzteren auf den ersteren zu übertragen. Wir hören z. B., daß dieser Baum da eine Eiche, dieser Fisch ein Delphin ist; die Richtigkeit dieses synthetischen Urteils vorausgesetzt, bereichert es unsere Erkenntnis, denn wir können nun alles, was wir über Eichen, über Delphine wissen, auf die von uns wahrgenommenen Einzel Exemplare übertragen.

B. Qualität und Quantität.

Nach ihrer Qualität zerfallen die Urteile in bejahende und verneinende. Das bejahende (affirmative) Urteil (κατάφασις) sagt aus, daß der Subjektsbegriff im Prädikatsbegriff enthalten sei, das verneinende (negative) (ἀπόφασις) spricht dem Subjektsbegriff die Zugehörigkeit zum Prädikatsbegriff ab. Durch das verneinende Urteil wird nicht bestimmt, zu welchem Begriffskreise das Subjekt gehöre; aber die Ausschließung von dieser und jener Sphäre kann doch auch zur Berichtigung unserer Erkenntnis dienen, wenn wir aus irgend welchem Grund geneigt waren, den Begriff an eine unrichtige Stelle zu bringen. Das Urteil: „Am Niederrhein reifen keine Trauben“ hat für den immerhin Wert, der gewohnt ist, mit dem Rhein den Wein zusammenzudenken und in Köln noch Trauben zu erwarten.

Derselbe Prädikatsbegriff kann demselben Subjektsbegriff in demselben Sinn nicht zugleich zugesprochen und abgesprochen werden. Das Urteil ist entweder bejahend oder verneinend, es kann aber nicht beides zugleich sein. So selbstverständlich das scheint, so wichtig ist's für das richtige Denken. Aristoteles nennt es das festeste Prinzip von allen und Cicero sieht darin das Fundament der Logik. (τὸ αὐτὸ ἅμα ὑπάρχειν τε καὶ μὴ ὑπάρχειν ἀδύνατον τῆ αὐτῆ καὶ κατὰ τὸ αὐτό; αὕτη δὴ πᾶσῶν ἐστὶ βεβαιωτάτη τῶν ἀρχῶν).

Denkt man sich den einen von zwei Begriffen als Kreis A, den andern als unbegrenzten Raum außerhalb dieses Kreises (Non A), so nennt man solche Begriffe kontradiktorische. Was im ersten liegt, kann nicht zugleich im zweiten liegen und umgekehrt. Daher kommt

von zwei kontradiktorischen Begriffen, wenn sie überhaupt mit dem Subjektsbegriff verknüpft werden können, der eine ihm notwendig zu, wenn ihm der andere nicht zukommt. Die Begriffe gesund und krank kann ich nicht mit jedem Subjekt verknüpfen, z. B. nicht mit Metallen oder Sternen¹⁾, wohl aber mit Tieren und Menschen. Wenn ich nun von einem Menschen aussagen kann, er sei gesund, so ist er nach meiner Meinung nicht krank und umgekehrt. Tertium non datur. Wo der Schein entsteht, als ob dies doch der Fall wäre, wie z. B. in den Sätzen: Der Mensch ist sterblich, der Mensch ist unsterblich; Reichtum macht glücklich, Reichtum macht nicht glücklich, da läßt sich leicht nachweisen, daß der Prädikatsbegriff das eine Mal in anderem Sinn oder in anderer Beziehung (*κατὰ τὸ ἄλλο*) gebraucht ist als das andere Mal.

Vom kontradiktorischen Gegensatz ist der konträre (*ἐναντίον*, *contrarium*) zu unterscheiden. Dieser verneint zwar auch, aber er fügt der Verneinung noch eine positive Bestimmung hinzu. Im kontradiktorischen Gegensatz stehen katholisch und nicht katholisch, im konträren katholisch und protestantisch; kontradiktorisch sind weiß und nicht weiß, konträr weiß und schwarz. Auch konträre Prädikate können demselben Subjekt in demselben Sinn nicht zugleich beigelegt und abgesprochen werden. Aber während von zwei Urteilen mit kontradiktorischen Prädikatsbegriffen immer eines wahr, das andere falsch ist, können zwei konträre Prädikate demselben Subjekt beide mit Unrecht beigelegt werden. Die Urteile „S. ist Katholik,

¹⁾ Begriffe, die sich nicht zusammenstellen lassen, weil sie keine gemeinsamen Merkmale haben, nennt man *disparate* Begriffe.

S. ist Protestant“ können nicht beide richtig, wohl aber beide falsch sein.

Während die Qualität nach der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit des Subjektsbegriffs zum Prädikatsbegriff affirmative und negative Urteile unterscheidet, gibt die Quantität Antwort auf die Frage, ob der Subjektsbegriff nach seinem ganzen Umfang oder nur teilweise im Prädikatsbegriff enthalten ist. Sagt das Urteil etwas vom ganzen Umfang des Subjekts aus, so ist es ein allgemeines, universales; gilt das Prädikat nur von einem Teil des Subjektsbegriffs, so ist das Urteil ein besonderes, partikuläres. Offenbar hat das universale Urteil einen größeren Wert als das partikuläre, weil in jenem das Urteil über das Einzelne schon mitenthalten ist.

Durch die Verbindung von Qualität und Quantität gewinnt man vier Klassen von Urteilen: 1. bejahende und allgemeine, 2. bejahende und besondere, 3. verneinende und allgemeine, 4. verneinende und besondere. Die bejahenden und allgemeinen bezeichnet man durch den ersten Vokal des Verbums *affirmo*, also durch *a*; die bejahenden und besonderen durch den zweiten, also durch *i*. Die verneinenden und allgemeinen werden nach dem ersten Vokal des Verbums *nego* Urteile auf *e* genannt, die verneinenden und besonderen Urteile auf *o*.

Asserit *a*, negat *e*, verum generaliter ambo;

Asserit *i*, negat *o*, sed particulariter ambo.

In Gottscheds Übersetzung:

Das *a* bejahet allgemein, das *e* spricht auch von allem nein;

Das *i* bejaht, doch nicht von allen, so läßt auch *o* das

Nein erschallen.

C. Relation und Modalität.

Je nachdem der Subjektsbegriff ohne Einschränkung oder nur bedingungsweise im Prädikatsbegriff enthalten ist, unterscheidet man kategorische und hypothetische Urteile. Die Rücksicht auf dieses Verhältnis nennt man Relation. Kategorisch, unbedingt können die Gattungsbegriffe von den Artbegriffen ausgesagt werden: die Quadrate sind Rechtecke, die Pferde Säugetiere. Dagegen gehören die Gattungsbegriffe nur dann zu den Artbegriffen, wenn sie das entsprechende Merkmal haben. Wenn Rechtecke gleichseitig sind, sind sie Quadrate. Solche Urteile, die den Prädikatsbegriff dem Subjekt nur bedingt zusprechen, nennt man hypothetische; sprachlich zerfallen sie in den Vordersatz (hypothesis) und Nachsatz (thesis).

Eine besondere Art der hypothetischen Urteile entsteht dadurch, daß der Subjektsbegriff mit einem oder mehreren anderen den ganzen Umfang des Prädikatsbegriffs ausmacht. Solche Urteile nennt man disjunktive. Entweder Hannibal oder Scipio war der größte Feldherr im zweiten punischen Krieg. Die Disjunktion kann auch im Prädikatsbegriff liegen. Die organischen Wesen sind entweder Pflanzen oder Tiere oder Menschen.

Unter Modalität versteht man den Grad der Gewißheit, mit welchem ein Urteil ausgesprochen wird. Wird die Zusammengehörigkeit der beiden Begriffe nur als eine mögliche bezeichnet, so nennt man das Urteil ein problematisches. Wird sie als vorhandene bezeichnet, ohne daß der Grad der Gewißheit besonders hervorgehoben wird, so ist das Urteil ein assertorisches. Das apodiktische Urteil aber spricht die Zu-

sammengehörigkeit als eine notwendige aus. An dieser Stelle ist evz mit dem Konjunktiv, an jener mit dem Optativ verbunden, assertorisch; evz kann sowohl den Konjunktiv als auch den Optativ regieren, problematisch; evz muß nach historischen Tempora den Optativ, nach absoluten den Konjunktiv regieren, apodiktisch. In der Mathematik werden die apodiktischen Urteile gewöhnlich als assertorische ausgesprochen.

D. Konversion und Kontraposition.

Aus einem Urteil läßt sich ein zweites ableiten, indem man das Prädikat zum Subjekt, das Subjekt zum Prädikat macht: Konversion. Da der Prädikatsbegriff in der Regel einen weiteren Umfang hat als der Subjektsbegriff, so ist mit der Konversion häufig eine Änderung der Quantität des Urteils verbunden. Die Umkehrung ohne Quantitätsveränderung nennt man *conversio simplex*, die mit Quantitätsveränderung *conversio per accidens*.

So wird aus dem affirmativen und universalen Urteil: „Alle Säugetiere sind Wirbeltiere“ durch *conversio per accidens*: „Einige Wirbeltiere sind Säugetiere“. Aus $S a P$ wird $P i S$. Nur wenn der Umfang des Subjektsbegriffs dem des Prädikatsbegriffs völlig gleich ist, bedarf es der Quantitätsveränderung nicht, z. B. alle Wiederkäuer haben gespaltene Hufe, alle Spalthufer sind Wiederkäuer; alle Eltern haben Kinder, alle Kinder haben Eltern.

Ist der Subjektsbegriff (S) teilweise im Prädikatsbegriff (P) enthalten, so ist auch der Prädikatsbegriff teilweise im Subjektsbegriff enthalten. Aus $S i P$ wird $P i S$; die Quantität bleibt also dieselbe. Einige Schrift-

steller sind weiblichen Geschlechts, einige Frauenzimmer sind Schriftsteller.

Aus einem negativen und universalen Urteil wird durch Konversion ein gleiches. Ist S nicht in P enthalten, so auch P nicht in S. Kein Gebildeter ist abergläubisch, kein Abergläubischer ist gebildet. *Conversio simplex*.

Bei negativen und partikulären Urteilen ergibt die Konversion kein sicheres zweites Urteil. Wenn auch einige S nicht in P liegen, so kann doch P ganz oder teilweise in S liegen; ich kann also eine zuverlässige Aussage für P daraus nicht ableiten. Einige Rechtecke sind keine Quadrate, darum sind doch alle Quadrate Rechtecke. Dagegen „Einige römische Kaiser waren keine Italiener“ würde durch *conversio simplex* ergeben „Einige Italiener waren keine römischen Kaiser“. Es läßt sich also nicht für alle Fälle im voraus bestimmen, welche Art der Konversion hier Anwendung findet.

Bei der Kontraposition tritt zur Vertauschung des Subjekts und Prädikats noch eine weitere Änderung. Es wird nämlich an die Stelle des Prädikatsbegriffs dessen kontradiktorisches Gegenteil gesetzt und dann aus dem bejahenden Urteil ein verneinendes, aus dem verneinenden ein bejahendes gemacht, also die Qualität des Urteils verändert. 1. S liegt in P, also liegt, was außerhalb P liegt, auch außerhalb S. $S \text{ a } P$, mithin $\text{Non } P \text{ e } S$. Alle Vögel sind befiedert, kein unbefiedertes Wesen ist ein Vogel (*contrapositio simplex*). 2. Aus dem allgemeinen und verneinenden Urteil $S \text{ e } P$ folgt durch Kontraposition mit Quantitätsveränderung $\text{Non } P \text{ i } S$ (*contrapositio per accidens*). Wenn der Kreis S nicht im Kreise P liegt, so muß einiges, was außerhalb des

Kreises P liegt, im Kreise S liegen. Kein Papst war Ghibelline, einige Nicht-Ghibellinen sind Päpste gewesen; Kein Element ist zerlegbar, Zu den nicht zerlegbaren Dingen gehören die Elemente. 3. Aus dem partikulären und negativen Urteil $S \text{ o } P$ folgt durch *contrapositio simplex* $\text{Non } P \text{ i } S$. Einiges Lebende ist nicht beseelt, einiges Beseelte ist lebend. 4. Aus dem partikulären und affirmativen Urteil läßt sich durch Kontraposition so wenig ein zuverlässiges neues Urteil ableiten, als aus dem partikulären und negativen durch Konversion.

III.

Der Schluss.

A. Der einfache kategorische Schluss.

Bedeutsamer als die Ableitung eines Urteils aus einem andern ist der Schluß, d. h. die Folgerung aus mindestens zwei gegebenen Urteilen. Im Urteil wird von einem Begriff etwas ausgesagt. Was nun im Prädikat enthalten ist, das muß in irgend einer Weise auch vom Subjektsbegriff gelten. *Ὅσα κατὰ τοῦ κατηγορουμένου λέγεται, πάντα καὶ κατὰ τοῦ υποκειμένου βηθήσεται.* Macht man das Prädikat des ersten Urteils zum Subjekt eines neuen Prädikats, so muß dieses zweite Prädikat auch in Beziehung zum Subjekt des ersten Urteils gesetzt werden können. Ist der Kreis S im Kreise M enthalten, der Kreis M aber im Kreise P, so muß auch der Kreis S in P enthalten sein. Zwei Urteile können also dann zu einer Schlußfolgerung zusammengestellt werden, wenn sie einen Begriff gemeinschaftlich haben. Wird dieses Mittelglied (*terminus medius, ἕρως μέσος*) einem Subjekt beige-

legt, so kommen die Merkmale, die in ihm liegen, gleichfalls dem Subjekt zu. Der einfache Schluß ist somit die Ableitung eines dritten Urteils aus zwei gegebenen, die einen Begriff gemeinschaftlich haben. Die beiden gegebenen Urteile nennt man die Prämissen (*propositiones praemissae*). Die Prämisse, welche das Prädikat zum Mittelbegriff enthält, heißt Obersatz (*propositio maior*), das Prädikat Oberbegriff, *terminus maior*; die Prämisse, welche den Mittelbegriff mit dem Subjekt verknüpft, Untersatz (*propositio minor*), das Subjekt Unterbegriff, *terminus minor*. Der Schluß, *Syllogismus*, besteht darin, daß aus den Prämissen ein neues Urteil (*conclusio*) abgeleitet wird. Das natürlichste Schema für den einfachen kategorischen Schluß ist also:

Propositio maior:	M — P
Propositio minor:	S — M
Conclusio:	S — P.

Da jede der beiden Prämissen nach Qualität und Quantität in vier verschiedenen Formen erscheinen kann und diese sich wieder ebenso verschieden zusammstellen lassen, so würde jede Schlußfigur sechzehn verschiedene Kombinationen ergeben, wenn aus allen ein gültiger Schluß abgeleitet werden könnte. Indessen wird der größere Teil dieser modi der Schlußfiguren teils durch Regeln, die für alle Figuren gelten, teils durch solche für die einzelnen Schemata ausgeschlossen.

Als allgemeine Regeln für den einfachen kategorischen Schluß sind festzuhalten: 1. Aus zwei verneinenden Prämissen läßt sich kein Schluß ziehen (*e puris negativis nihil sequitur*). Daraus, daß der Kreis M nicht im Kreise P liegt und der Kreis S nicht im Kreise M,

folgt nichts für das Verhältnis von S und P. Daraus, daß ein Mensch keine Flügel hat und ein Adler kein Mensch ist, läßt sich keine Folgerung für den Adler und seine Flügel ziehen. 2. *E mere particularibus nihil sequitur*, aus zwei partikulären Prämissen ergibt sich kein Schluß. Liegt ein Teil des Kreises M in P und ein Teil des Kreises S in M, so wird dadurch für das Verhältnis der Kreise S und P nichts festgestellt. Wenn auch einige Deutsche große Denker sind und einige unserer Schüler Deutsche, so dürfen die Schüler darum noch nicht Anspruch auf den Namen großer Denker erheben. 3. *Conclusio sequitur partem debiliorem*. *Pars debilior* ist das verneinende Urteil im Vergleich mit dem bejahenden, das besondere im Vergleich mit dem allgemeinen. Ist eine der Prämissen negativ oder partikulär, so ist's auch der Schluß.

Man teilt die Schlußfiguren ein nach der Stellung des Mittelbegriffs. In der ersten Schlußfigur ist der *terminus medius* im Obersatz Subjekt, im Untersatz Prädikat, in der zweiten im Ober- und Untersatz Prädikat, in der dritten im Ober- und Untersatz Subjekt. Zu diesen drei, von Aristoteles aufgestellten und mit unerreichter Deutlichkeit behandelten Figuren ist später (angeblich im 2. Jahrh. nach Chr. durch Claudius Galenus) eine vierte gefügt, die auf der Umkehrung der Begriffe in der ersten Figur beruht. Das Schema für die vier Figuren ist also:

1. M — P	2. P — M	3. M — P	4. P — M
S — M	S — M	M — S	M — S
S — P	S — P	S — P	S — P.

In der ersten Schlußfigur tritt das Gesetz,

auf dem alles Schließen beruht, am deutlichsten hervor, daß nämlich auch vom Subjekt gilt, was vom Prädikat ausgesagt werden kann. Natürlich aber nur unter der Bedingung, daß der Mittelbegriff nach seinem ganzen Umfang innerhalb oder außerhalb des Prädikatsbegriffs liegt und daß der Subjektsbegriff ganz oder teilweise im Mittelbegriff enthalten ist. Für die erste Schlußfigur kommen also zu den oben angegebenen Regeln noch zwei hinzu: 1. der Obersatz muß allgemein, 2. der Untersatz bejahend sein. Von den sechzehn möglichen Kombinationen der ersten Schlußfigur bleiben bei Anwendung dieser Regeln noch vier sogenannte Modi übrig.

1. Prämissen und Schluß enthalten allgemeine und bejahende Urteile. Barbara.

M a P	Alle Laster schädigen den Menschen,
<u>S a M</u>	<u>Trunksucht ist ein Laster:</u>
S a P	Trunksucht schädigt den Menschen.

An drei konzentrischen Kreisen läßt sich das leicht veranschaulichen. Ist der mittlere Kreis M in dem äußeren P enthalten und der innere, S, in M, so ist auch S in P enthalten. — Die Scholastiker haben zur Bezeichnung der Urteile nach Qualität und Quantität dreisilbige Wörter erdacht, deren erster Vokal sich auf den Obersatz, der zweite auf den Untersatz, der dritte auf den Schlußsatz bezieht. Der erste Modus der ersten Schlußfigur enthält drei allgemein bejahende Urteile a, a, a; als vox memorialis dient dazu Barbara.

2. Die erste Prämisse enthält ein allgemeines und verneinendes, die zweite ein allgemeines und bejahendes, der Schluß mithin ein allgemeines und verneinendes Urteil. Das Gedächtniswort lautet:

Celarent.	M e P
	<u>S a M</u>
	S e P

Kein Mensch ist frei von den Irrtümern seiner Zeit. Auch die größten Künstler sind Menschen. Auch die größten Künstler sind nicht frei von den Irrtümern ihrer Zeit.

3. Der Obersatz ist allgemein und bejahend, der Untersatz partikulär und bejahend, der Schluß bejahend und partikulär:

Darii.	M a P
	<u>S i M</u>
	S i P

Alle Werke des Phidias sind Meisterwerke. Einige Metopen des Parthenon sind Werke des Phidias. Einige Metopen des Parthenon sind Meisterwerke.

4. Der Obersatz ist allgemein und verneinend, der Untersatz partikulär und bejahend, der Schluß partikulär und verneinend.

Ferio.	M e P
	<u>S i M</u>
	S o P

Kein Planet hat eigenes Licht. Einige hell leuchtende Sterne sind Planeten. Einige hell leuchtende Sterne haben kein eigenes Licht.

Die vier voces memoriales der ersten Figur findet man in dem Vers vereint: Barbara, Celarent primae (sc. figurae), Darii Ferioque.

Die zweite Schlußfigur verbindet zwei Urteile zu einem Schluß, die ein gemeinsames Prädikat haben.

P	—	M
S	—	M
S	—	P

Nun folgt daraus noch nichts für das Verhältnis zweier Begriffe zu einander, daß sie ein gemeinsames Merkmal, also im Urteil ein gemeinsames Prädikat haben. Walfische sind Säugetiere, Affen sind Säugetiere, daraus ergibt sich kein Schluß. Ebenso wenig folgt daraus, daß zwei Subjekten dasselbe Prädikat abgesprochen wird. Ob der Kreis S und der Kreis P beide im Kreise M liegen, oder beide außerhalb desselben, daraus läßt sich nichts für die Beziehungen von S und P entnehmen. Wird aber dasselbe Prädikat einem Subjekte ab-, dem andern zugesprochen, so folgt, daß die beiden Subjekte in dieser Beziehung nicht zusammengehören. Für die zweite Schlußfigur gelten also als besondere Regeln: 1. Der Obersatz muß allgemein, und 2. eine Prämisse muß verneinend sein. Die zweite Schlußfigur führt demnach nur zu verneinenden Schlüssen (conclusio sequitur partem debiliorem). Sie wird angewendet, um festzustellen, daß zwei Begriffe nicht unter denselben Gattungsbegriff fallen. Auch hier werden durch die allgemeinen und besondern Einschränkungen die an sich möglichen sechzehn Kombinationen auf vier beschränkt. Die Modi der zweiten Schlußfigur sind:

1. Cesare.	P	e	M
	S	a	M
	S	e	P

Die Affen haben keine Vernunft und Sprache. Die Menschen haben Vernunft und Sprache. Die Menschen sind keine Affen.

2. Camestres.	P	a	M
	S	e	M
	S	e	P

Die Menschen haben Vernunft und Sprache. Die Affen haben keine Vernunft und Sprache. Also sind die Affen keine Menschen. Die Conclusio des zweiten Modus ist von der des ersten nur durch die veränderte Stellung von Subjekt und Prädikat verschieden. Sie hätte sich auch durch conversio simplex aus der conclusio des ersten modus herleiten lassen.

3. Festino.	P	e	M
	S	i	M
	S	o	P

Kein Fisch hat warmes Blut. Einige Wassertiere haben warmes Blut. Einige Wassertiere sind keine Fische.

4. Baroco.	P	a	M
	S	o	M
	S	o	P

Alle großen Tragödien bewirken die tragische Katharsis. Einige französische Tragödien bewirken die tragische Katharsis nicht. Einige französische Tragödien sind keine echten Tragödien.

In den Merkwörtern der zweiten Schlußfigur haben nicht nur die Vokale, die wieder Qualität und Quantität bezeichnen, sondern auch die Konsonanten Bedeutung. Der Anfangskonsonant zeigt an, auf welchen modus der ersten Figur der der zweiten zurückgeführt werden kann, z. B. Cesare und Camestres auf Celarent. Der zweite Konsonant weist auf die Art der Zurückführung hin, ob durch conversio simplex = s, oder durch conversio per accidens = p, oder durch Umstellung (metathesis) der

Prämissen = m, oder durch Kontraposition des Schlußsatzes, der conclusio, = c. Indessen läßt sich die Richtigkeit der modi der zweiten Schlußfigur auch ohne diese weitläufige Zurückführung deutlich machen. Die Merkwörter der modi sind in dem Vers vereint:

Cesare, Camestres, Festino, Baroco secundae.

In der dritten Schlußfigur ist der Mittelbegriff Subjekt in beiden Prämissen. Liegt der Mittelbegriff sowohl im Oberbegriff als im Unterbegriff, so folgt, daß der Unterbegriff, soweit er mit dem Mittelbegriff zusammenfällt, auch zum Oberbegriff gehört. Liegt der Mittelbegriff nicht im Oberbegriff, wohl aber im Unterbegriff, so folgt, daß auch ein Teil des Unterbegriffs, nämlich der, in dem der Mittelbegriff liegt, nicht im Oberbegriff liegt. Nur muß der Untersatz bejahend sein, um einen Schluß zu ermöglichen. Da bei der dritten Schlußfigur zu den allgemeinen Einschränkungen (E mere negativis et particularibus nil sequitur) nur noch diese eine hinzukommt, so bleiben für diese sechs Modi. Die Denkverse künden sie pomphaft an: Tertia (sc. figura) grande sonans recitat¹⁾ Darapti, Felapton, Disamis, Datisi, nec non Bocardo, Ferison.

Indessen ergibt diese Figur nur partikuläre und somit unsichere Schlüsse. Es verlohnt sich nicht, auf alle sechs Modi einzugehen, Beispiele zu 1 und 2 werden genügen.

1. Darapti.	M a P
	M a S
	S i P

¹⁾ Die dritte Figur, gewaltig klingend, verzeichnet etc.

Alle Walfische sind Säugetiere. Alle Walfische sind Seetiere. Einige Seetiere sind Säugetiere.

2. Felapton.	M e P
	M a S
	S o P

Kein Tier hat Vernunft. Alle Tiere haben Empfindung. Einige empfindende Wesen haben keine Vernunft. —

Die vierte Schlußfigur	P — M
	M — S
	S — P

ist, wie auch Aristoteles erkannte, nicht der Ausdruck eines natürlichen Gedankengangs, sondern eine gelehrte Spitzfindigkeit, die im Leben kaum Anwendung findet. Die fünf Modi sind in dem Vers enthalten: Quartae Sunt Bamalip, Calemes, Dimatis, Fesapo, Fresison. Ein Beispiel reicht:

Bamalip.	P a M
	M a S
	S i P

Dem Irrtum unterworfen sind die Menschen. Menschen sind vernünftige Wesen. Einige vernünftige Wesen sind dem Irrtum unterworfen. — Es liegt auf der Hand, daß man mit der ersten Schlußfigur weiterkommt.

B. Andere Schlussformen.

1. Hypothetische Schlüsse.

Während die besprochenen Syllogismen in Obersatz, Untersatz und Schluß die Form des kategorischen Urteils tragen, bestehen die hypothetischen Schlüsse entweder aus drei hypothetischen Urteilen, — sie heißen dann rein hypothetische Schlüsse, — oder aus

einem hypothetischen Obersatz und zwei kategorischen Urteilen im Untersatz und Schluß, — gemischt hypothetischer Schluß. Für den rein hypothetischen Schluß gilt das Schema:

$$\frac{\begin{array}{l} \text{Wenn M ist, ist P,} \\ \text{Wenn S ist, ist M,} \end{array}}{\text{Wenn S ist, ist P.}}$$

Wenn der Angeklagte diese Tat begangen, hat er das Gesetz übertreten; wenn der Zeuge die Wahrheit gesagt hat, hat der Angeklagte diese Tat begangen; wenn der Zeuge die Wahrheit gesagt hat, hat der Angeklagte das Gesetz übertreten. Es ist im Grunde nur eine andere sprachliche Wendung als bei dem kategorischen Schluß in Barbara.

Im gemischt-hypothetischen Schluß ist nur der Obersatz ein hypothetisches Urteil, indem er die Bedingung (antecedens) und die Folge (consequens) enthält. Nun sind zwei Fälle möglich: 1. Im Untersatz wird die Bedingung bejaht und damit im Schlußsatz auch die Folge (modus ponens), oder 2. Im Untersatz wird die Folge verneint und damit im Schlußsatz auch die Bedingung (modus tollens). Wenn die Armee schlecht ist, fehlt dem Staat die Sicherheit. Nun ist die Armee dieses Staates schlecht. Also fehlt ihm die Sicherheit (modus ponens). Dagegen schließt man modo tollente aus der Verneinung der Folge auf die Unrichtigkeit der Bedingung: Nun fehlt dem Staate die Sicherheit nicht, also ist die Armee nicht schlecht.

Falsch aber ist es, aus der Unrichtigkeit des Vorderatzes auf die Unrichtigkeit des Nachsatzes zu schließen. „Wenn ich Fieber habe, bin ich heiß, nun habe ich

kein Fieber, also bin ich nicht heiß.“ „Wenn es regnet, wird es naß, nun regnet es nicht, also wird es nicht naß“, sind falsche Schlüsse. Ich kann auch ohne Fieber erhitzt sein und die Feuchtigkeit rührt nicht vom Regen allein her. Ebenso wenig darf man von der Richtigkeit des Nachsatzes auf die Richtigkeit des Vorderatzes schließen. „Wenn es regnet, wird es naß, nun wird es naß, also regnet es“ ist auch ein Trugschluß. Nur wenn der hypothetische Satz die einzig mögliche Bedingung des Folgesatzes enthält, ist der Schluß von der Unrichtigkeit der Bedingung auf die Unrichtigkeit der Folge oder von der Richtigkeit der Folge auf die Richtigkeit der Bedingung gestattet. Wenn es blitzt, so gibt's ein Gewitter, nun blitzt es nicht, also ist kein Gewitter. Oder: Nun ist ein Gewitter, also blitzt es. Das ist derselbe Ausnahmefall, wie er bei der conversio der allgemein bejahenden Urteile eintritt, wenn der Subjekts- und Prädikatsbegriff denselben Umfang haben.

Es gilt also die Regel: A ratione ad rationatum (von der Bedingung zum Bedingten) valet consequentia; a negatione rationati ad negationem rationis valet consequentia, oder: Posita conditione ponatur conditionatum, sublato conditionato tollatur conditio. Ein schönes Beispiel für den modus tollens hat Augustin: Si quisquam perit sanctorum, fallitur Deus; at deus non fallitur, ergo nemo sanctorum perit (oder wörtlich: sed nemo eorum perit, quia non fallitur deus). Dagegen ist's ein falscher Schluß, aus dem Wort: „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein“ zu folgern: „Wer Christi Geist hat, der ist sein“. Man kann nur schließen: „Nun hast du

Christi Geist nicht, also bist du nicht sein“ (modus ponens) oder: „Nun bist du Christi, also hast du seinen Geist“ (modus tollens).

2. Disjunktive Schlüsse.

In diesen enthält der Obersatz ein disjunktives Urteil, d. h. von zwei oder mehreren Begriffen wird ausgesagt, daß sie zusammen den Umfang eines dritten Begriffs vollständig ausfüllen. Ob dabei die disjunktiven Begriffe das Subjekt oder Prädikat des Urteils bilden, ist gleichgültig. Schließen aber läßt sich von der Bejahung eines der disjunktiven Bestandteile des Urteils auf die Verneinung der übrigen (modus ponendo tollens), oder von der Verneinung eines Gliedes auf die Bejahung der übrigen (modus tollendo ponens). Dieser Mensch ist entweder ein Heiliger oder ein Wahnsinniger. Nun ist er ein Heiliger, also kein Wahnsinniger. Dieser Stern ist entweder ein Planet oder ein Fixstern. Nun ist er kein Fixstern, also ein Planet. Sind es, wie in diesen Beispielen, disjunktive Urteile mit zwei Gliedern, die den Obersatz ausmachen, so nennt man den Syllogismus ein Dilemma. Dazu kommt nach der Zahl der Teilglieder das Trilemma, Tetralemma oder bei einer unbestimmten Anzahl das Polylemma. So beliebt und rhetorisch wirkungsvoll diese Schlußformen auch sind, so können sie mit ihrem „Entweder — Oder“ doch leicht irreführen, denn selten ist eine Disjunktion ganz vollständig und im Eifer der Rede wird oft, manchmal auch mit Absicht, ein Glied übersehen.

Berühmt ist das Trilemma von Leibniz zum Beweise seiner optimistischen Weltanschauung. Wenn diese Welt

nicht die beste unter allen möglichen wäre, so hätte Gott von einer besseren entweder nicht gewußt, oder er hätte sie nicht hervorbringen können, oder nicht hervorbringen wollen. Die erste Annahme widerstreitet seiner Allwissenheit, die zweite seiner Allmacht, die dritte seiner Güte. Logisch ist das Trilemma nicht anzufechten, aber es entnimmt seine Beweiskraft dem Begriff der Gottheit und die Merkmale, die diesem beigelegt sind, müssen vom philosophischen Standpunkt aus selbst erst als vorhanden bewiesen werden.

Ähnlich steht es mit dem Beweise für die Untrüglichkeit der Bibel. Wenn die Bibel Irrtümer enthielte, so hätten die Verfasser entweder die Wahrheit nicht sagen können oder nicht sagen wollen. Sie konnten aber die Wahrheit sagen kraft der Inspiration und sie wollten die Wahrheit sagen als heilige Männer. Also ist die Bibel frei von Irrtümern. Auch hier ist der Syllogismus unanfechtbar, aber die zweite Prämisse bedarf des Beweises.

Wenn indessen der Minister Heinrich VII (Morton) die Staatssteuer von den Bischöfen mit der Begründung forderte: „Entweder gebt ihr viel aus, dann habt ihr auch viel und müßt zahlen, Oder ihr gebt wenig aus, dann spart ihr viel und müßt zahlen“, so ist leicht einzusehen, daß hier die Disjunktion eine unvollständige ist, da zwischen den Begriffen Verschwenderisch und Sparsam noch eine breite Mitte liegt, die absichtlich unbeachtet geblieben.

3. Enthymem, Epicherem und Sorites.

Im gewöhnlichen Sprachgebrauch wird die schulgerechte Form nur selten angewandt, etwa um Trug-

schlüsse zu widerlegen; sonst wird, was jeder selbst hinzudenken kann, ausgelassen, bald eine, bald beide Prämissen, bald die Folgerung.

So behält man beim Enthymem (ἐνθύμησις) eine der Prämissen im Sinn, ohne sie auszusprechen, weil sie durch Vergleichung des Schlußsatzes mit der gegebenen Prämisse leicht gefunden werden kann. Nicht selten lassen sich auch beide Prämissen ohne Zusatz aus der conclusio ableiten. In dem Satze: „Als Offizier durfte der Angeklagte die Forderung nicht ablehnen“ steckt der hypothetische Schluß: Offiziere müssen unter Umständen zum Zweikampf bereit sein. Der Angeklagte ist Offizier. Unter den vorliegenden Verhältnissen durfte er die Forderung nicht ablehnen.

Während das Enthymem selbstverständliche Teile des Syllogismus ausläßt, fügt das Epichorem (ἐπιχειρήματα, Beweisversuch) einer der Prämissen oder auch beiden gleich den Beweis für die Richtigkeit hinzu. So ist Ciceros Verteidigungsrede für den Milo auf folgendem Epichorem aufgebaut: Man darf den töten, der hinterlistig unser Leben bedroht, dafür sprechen das Naturrecht, das Völkerrecht und Beispiele aus allen Zeiten. Nun wollte Claudius den Milo hinterlistig umbringen, das beweist die Erzählung des Vorgangs. Also war Milo berechtigt, den Claudius zu töten.

Sorites (σωρός, der Haufe) oder Kettenschluß nennt man eine Verbindung von Syllogismen, bei welcher man die conclusio nicht ausspricht, sondern immer nur das Prädikat der ersten Prämisse zum Subjekt der zweiten macht, bis man im Schlußsatz das Subjekt der ersten mit dem Prädikat der letzten vereint. So läßt Plutarch

den Fuchs, der die Eisdecke des Flusses nicht betritt, so lange er noch das Wasser darunter rauschen hört, nach folgendem Sorites handeln: Was Geräusch macht, ist beweglich. Was beweglich ist, ist nicht gefroren. Nicht gefrorenes Wasser ist flüssig. Flüssiges Wasser weicht unter der Last. Das Eis, das Geräusch macht, trägt mich also nicht.

Berühmt ist der Sorites des Seneca: Qui prudens est, et temperans est. Qui temperans est, et constans. Qui constans est, et imperturbatus est. Qui imperturbatus est, sine tristitia est. Qui sine tristitia est, beatus est: Ergo prudens beatus est.

C. Trugschlüsse.

Zu den Fehlern im Schließen, die durch Nichtbeachtung der Regeln für die einzelnen Schlußformen herbeigeführt werden, kommen noch einige hinzu, die, wenn sie unbeabsichtigt sind, Paralogismen (Fehlschlüsse), als absichtliche Sophismen (Trugschlüsse) heißen.

1. Sophisma amphiboliae. Trugschluß durch Doppelsinn eines Begriffs.

Der Trug besteht darin, daß ein Begriff, gewöhnlich der terminus medius, in zweifachem Sinn gebraucht wird. Damit ist der Schein gewahrt, als ob die Prämissen die vorgeschriebenen drei Begriffe hätten, in Wahrheit sind's aber vier, quaternio terminorum. Beim Anblick schweren Leids überfällt mich ein Schauer. Schauer ist ein leichter Regen. Beim Anblick schweren Leids überfällt mich ein leichter Regen. Hier beruht der Trugschluß auf der zweifachen Bedeutung (Homonymie) des Wortes Schauer.

In dem Schluß: „Der stärkste Durst erfordert das stärkste Getränk. Das stärkste Getränk ist Branntwein. Der stärkste Durst erfordert Branntwein“, beruht, abgesehen von der Fragwürdigkeit der obern Prämisse, der Trugschluß darauf, daß stark im Obersatz soviel wie ungewöhnlich groß oder viel bedeutet, im Untersatz: besonders reich an Alkohol. Der Mittelbegriff ist zuerst im weiteren allgemeinen Sinn, dann durch die Zusammenstellung mit Getränk in einer besonderen Bedeutung gebraucht. Man nennt diesen Trugschluß Fallacia a dicto simpliciter ad dictum secundum quid.

Was in Leipzig ist, ist nicht in Berlin. In Leipzig ist's Tag. In Berlin ist's nicht Tag. Hier ist das Verbum Sein im Obersatz im beschränkten Sinn hinsichtlich der Körper (secundum quid) gebraucht, im Untersatz im allgemeinen vom Vorhandensein der Zustände (simpliciter dictum). — Berühmt ist die Fallacia vom Lügner ὁ ψευδόμενος. Nach dem Zeugnis des Epimenides sind die Kreter immer Lügner. Da Epimenides selbst Kreter ist, hat er gelogen. Also sind die Kreter nicht immer Lügner. Oder wenn er die Wahrheit gesagt hat, also kein Lügner ist, so sind gleichfalls nicht alle Kreter Lügner. Hier wird die Fallacia am besten dadurch aufgedeckt, daß der Obersatz in seiner unbegrenzten Allgemeinheit als unhaltbar erklärt wird. Merkwürdig ist's übrigens, daß ein so scharfsinniger Denker wie D. F. Strauß in ähnlicher Weise den Pessimismus der Schopenhauerschen Weltanschauung zurückweist. Nach Schopenhauer ist diese Welt eine möglichst schlechte. Dann ist auch die Philosophie von Schopenhauer eine möglichst schlechte. Also ist das Gegenteil derselben anzunehmen.

Auch das bekannte Sophisma des Eleaten Zeno von Achilles und der Schildkröte läßt sich als Fallacia a dicto simpliciter ad dictum secundum quid charakterisieren. Nehmen wir an, Achilles laufe zehnmal schneller als die Schildkröte, habe ihr aber beim Wettlauf einen Vorsprung von 1000 Fuß gelassen, so kann er sie niemals einholen. Hat er die 1000 Fuß durchlaufen, so hat die Schildkröte 100 zurückgelegt, er läuft diese 100, so ist die Schildkröte 10 voraus, er legt die 10 zurück, die Schildkröte ist um einen vor, er läuft den einen, die Schildkröte ein Zehntel, er ein Zehntel, die Schildkröte ein Hundertstel und so weiter. — Der Trugschluß ist leichter zu empfinden als aufzudecken. Aus der Praxis widerlegt wird er schon durch die Erwägung, daß Achilles die Schildkröte einholen muß, wenn er 1111 Schritt durchlaufen hat, er 1000, sie 100; er 100, sie 10; er 10, sie 1, mit dem nächsten Schritt also überholt er sie, er 1, sie $\frac{1}{10}$. Der Trugschluß aber beruht darauf, daß eine gegebene Zahl als unendlich hingestellt wird, weil sie unendlich teilbar ist. Man kann 1000 durch 10 teilen und den Quotienten immer wieder durch 10 ins Unendliche. Aber darum ist eine Entfernung von 1000 Schritt noch keine unendliche, sondern eine festbestimmte Größe.

Auf dieselbe Täuschung läuft es hinaus, wenn der Mittelbegriff in der einen Prämisse kollektiv, in der andern distributiv gebraucht wird. Die Winkel eines Dreiecks sind gleich zwei rechten Winkeln. A B C ist Winkel eines Dreiecks. Also ist A B C gleich zwei rechten Winkeln. Die Täuschung liegt darin, daß der Begriff Winkel im oberen Satz kollektiv gleich der Summe

der Winkel, im unteren distributiv für einen einzelnen gebraucht ist.

In der Mathematik werden solche Trugschlüsse leichter durchschaut als im Leben. Der Lotteriespieler faßt, durch die Anzeigen verlockt, die vielen und großen Gewinne (kollektiv) ins Auge; er bedenkt aber nicht, daß die Zahl der Mitspieler, auf die sich diese Summen verteilen (distributiv), so groß ist, daß die Wahrscheinlichkeit eines Gewinns für den einzelnen eine sehr geringe wird. — Der Verschwender blickt immer nur auf die einzelnen Ausgaben, die ihm, jede an und für sich, durchaus berechtigt scheinen; er verbirgt sich aber, daß alle zusammen ihn zugrunde richten.

2. *Petitio principii* und *circulus vitiosus*.

Die *Petitio principii* (Erschleichung der Grundlage) besteht darin, daß in einer der Prämissen schon behauptet wird, was erst noch bewiesen werden soll. Um zu beweisen, daß die Fliege ein Vogel sei, stellt der Sophist die Behauptung auf: Alles, was fliegt, ist ein Vogel. Nimmt man das an, so ist der Schluß allerdings nicht zu widerlegen. Will man beweisen, daß der Neptun eine Axendrehung von Westen nach Osten habe, braucht man nur die Behauptung aufzustellen, daß diese Art der Bewegung allen Planeten zukomme. Es ist eine *conclusio ex non concessis tanquam concessis*.

Die *petitio principii* wird zum *circulus vitiosus*, zum fehlerhaften Zirkelschluß, wenn eine der Prämissen mit dem Schlußsatz zusammenfällt. So schließt man aus dem Dasein Gottes auf die Untrüglichkeit der Offenbarung, um aus der Untrüglichkeit der Offenbarung das

Dasein Gottes abzuleiten. Gewisse Sätze der Moral glaubt man damit begründen zu können, daß alle Völker in ihrer Anerkennung übereinstimmen; aber diese Übereinstimmung ist nicht etwa erwiesen, sondern nur eine Folge davon, daß uns diese Sätze so einleuchtend und allgemeingültig erscheinen. Ist eine der Prämissen nicht Grund, sondern Folge des Schlußsatzes, so nennt man einen solchen Fehlschluß *Hysteron proteron*, eine Verkehrung des Späteren zum Früheren. So ist es ein *Hysteron proteron*, wenn daraus, daß wir den normalen Menschen für seine Taten verantwortlich machen, auf die Freiheit des Willens geschlossen wird.

3. Die Veränderung des Streitpunkts (*mutatio elenchi*, μεταβάσις εἰς ἄλλο γένος).

Nichts kommt, namentlich bei erregten Debatten, häufiger vor, als daß man den eigentlichen Streitpunkt absichtlich oder unabsichtlich erweitert oder verengert, verschiebt und auf ein anderes Gebiet hinüberspielt. Es handelt sich etwa darum, ob eine Forderung der Regierung von den Landesvertretern genehmigt wird oder nicht. Hat nun die Regierung die Notwendigkeit der Forderung in unwiderleglicher Weise dargetan, so spielt die Opposition die Frage auf das allgemeine Gebiet des Staatshaushalts hinüber und greift diesen an, oder sie macht die Forderung zu einer persönlichen Angelegenheit der Regierung mit dem Schlußergebnis: Diesem Ministerium keinen Groschen! — Zur absichtlichen Veränderung des Streitpunkts gehört auch, daß man die Behauptung des Gegners übertreibt und dann lächerlich zu machen sucht, oder daß man einen einzelnen unter-

geordneten Punkt, vielleicht nur ein Wort seiner Rede, herausgreift und damit das Thema verläßt, um den Redner auf einem ganz anderen Gebiet anzugreifen. — Ein weiteres Mittel der Abwehr gegen eine Beweisführung, der man nicht gewachsen ist, sind bei weichen Gemütern Tränen, bei harten Grobheit, unter Umständen handgreifliche Grobheit. Da muß dann einer solchen *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* gegenüber die Logik die Waffen strecken.

IV.

Induktion.

Die bisher besprochenen Syllogismen führen vom Allgemeinen zum Besondern, vom Gattungsbegriff zum Artbegriff. Läßt sich aber nicht auch, was von allen Arten gilt, von der Gattung aussagen? Petrus, Jakobus, Johannes usw. waren Juden; Petrus, Jakobus, Johannes usw. waren Apostel, daraus folgt nach der dritten Schlußfigur (darapti): Einige Apostel waren Juden. Wenn ich das Verzeichnis der zwölf vollständig habe, kann ich den Untersatz umkehren (*conversio simplex*): Die zwölf Apostel waren Petrus, Jakobus usw. Dann schließe ich in Barbara: Die zwölf Apostel waren Petrus usw., Petrus usw. waren Juden, Also waren die zwölf Apostel Juden. Derartige Syllogismen kann man nur im uneigentlichen Sinn Induktion nennen; denn im Grunde sagt der Schlußsatz nichts aus, was nicht schon in der oberen Prämisse enthalten wäre.

Unter Induktion (*ἐπαγωγή*) im engeren Sinne, wie sie von Baco von Verulam (1560—1626) zur Wissenschaft ausgebildet ist, versteht man den Schluß vom Einzelnen

auf das Ganze, von der Art auf die Gattung, von der Naturerscheinung auf das Naturgesetz, vom Bekannten auf das Unbekannte. Die Induktion hat allerdings nicht die Gewißheit des Syllogismus. Aus tausend übereinstimmenden Erfahrungen hatten die Europäer den Schluß gezogen, daß alle Schwäne weiß seien. Die einzige Tatsache, daß man bei der Entdeckung von Australien schwarze Schwäne fand, stieß als „negative Instanz“ die Gültigkeit des Satzes um. Keine Wahrheit mochte Jahrtausende hindurch den Mittelfrikanern begründeter erscheinen als die, daß alle Menschen schwarz seien; seit einigen Jahrhunderten hat der Satz für sie seine Allgemeingültigkeit verloren.

Indessen läßt sich auch die Induktion zu einem so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erheben, daß sie der Gewißheit in der Praxis gleichkommt. Es ist das unsterbliche Verdienst Bacons, daß er ihr nicht nur die Grundlage zur wissenschaftlichen Behandlung, sondern damit zugleich die Richtung aufs praktische Leben, auf die Nützlichkeit gegeben hat. Der zur Wissenschaft erhobenen Induktion verdankt die Naturwissenschaft vorzugsweise ihren hohen Aufschwung. Ihre Regeln lassen sich auch am besten an der Art und Weise deutlich machen, wie sie den Naturerscheinungen gegenüber verfährt, um „das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern, den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ zu suchen.

Zuerst bedarf's der scharfen Beobachtung. Die einzelnen Wahrnehmungen müssen genau unterschieden, so vollständig als möglich aufgezählt und methodisch geordnet werden. Scharfsinn, Aufmerksamkeit, Genauig-

keit, Geschick, Geduld und Vorurteilslosigkeit machen den Charakter des tüchtigen Beobachters aus.

Zur Beobachtung kommt das Experiment, bei dem man die Erscheinung nicht abwartet, sondern selbst hervorruft. Die Körper werden durch mechanische, physische und chemische Prozesse gezwungen, ihre unbekanntes Eigenschaften kundzugeben. Faust hat freilich recht: „Geheimnisvoll am lichten Tag, Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben, Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag, Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben“; aber Baco hat nicht minder recht: *Natura parendo vincitur*. Der Mensch nötigt die Natur zu sprechen, indem er mit ihr nach ihren eigenen Gesetzen verfährt. Der Beobachter liest im Buch der Natur, der Experimentator unterhält sich mit ihr.

Sind durch Beobachtung und Experimente die Tatsachen festgestellt, so müssen aus diesen die Gesetze abgeleitet werden. Das kann auf folgende Weise geschehen:

A. *Tabulae praesentiae*, Methode der Übereinstimmung.

Man prüft die Tatsachen darauf hin, ob sie nicht bei mancher Verschiedenheit doch immer und überall etwas Gemeinschaftliches zeigen. Man darf dann mutmaßen, daß dieses Gemeinschaftliche der Grund der Erscheinung sei. Die Beobachtung hat ergeben, daß gewisse Lebewesen, wie Mensch, Maultier, Pferd u. a. sich durch lange Lebensdauer auszeichnen. Findet man nun, daß diese Geschöpfe bei ihrer sonstigen Verschiedenheit doch die eine Eigenschaft gemeinsam haben, daß sie verhältnismäßig arm an Galle sind, so gründet man darauf die

Hypothese, daß Armut an Galle die Ursache oder doch eine Ursache der Langlebigkeit sei. Man beobachtet die verschiedenen Arten der Kristallisation und findet, daß sie allemal dann eintritt, wenn flüssige Körper durch Verdunstung zu festen werden. So schließt man, dieser Übergang könne möglicherweise die Ursache der Kristallisation sein. Wo die Ursache gegeben ist, tritt auch die Wirkung ein. *Posita causa ponitur effectus*.

B. *Tabulae absentiae*, Methode der Unterscheidung.

Aus dem Umstand, daß einer Erscheinung immer dieser oder jener Umstand vorangeht oder daß er sie stets begleitet, kann man noch nicht schließen, daß er die Ursache der Erscheinung sei. *Post hoc, ergo propter hoc* ist ein Sophisma. Größere Gewißheit erhält man dadurch, daß man entfernt, was nach den früheren Untersuchungen als Ursache der Erscheinung angenommen wurde, und nun beobachtet, daß auch die Wirkung ausbleibt. Wir finden z. B., daß ein Schall in den verschiedenartigsten Fällen immer in der Luft entsteht. Das kann darum doch ein unwesentlicher Umstand sein. Aber wenn wir nun mittels der Luftpumpe einen luftleeren Raum herstellen und in diesem sich kein Schall hervorrufen läßt, so ist anzunehmen, daß die Luft, wenn nicht die Ursache, doch ein wesentlicher Faktor bei der Schallerzeugung ist. Ruht die erste Methode überwiegend auf Beobachtung, so kommt bei der zweiten das Experiment hinzu. Die Eliminationsmethode gestattet einen zuverlässigeren Schluß. Sie folgt dem Grundsatz: *Cessante causa cessat effectus*.

C. *Tabulae graduum seu comparationis, Methode der begleitenden Veränderungen.*

Die Eliminationsmethode läßt sich nur anwenden, wenn man das unterscheidende Merkmal beseitigen kann, wie die Luft in der Luftpumpe. Das geht aber nicht immer. Ein gewisser Temperaturgrad ist z. B. von der Körperwelt unabtrennlich und den Mond kann man nicht aus der Erdnähe entfernen. Wo dem Experiment solche Schwierigkeiten entgegentreten, genügt es festzustellen, in welchem Maß die Erscheinung von der stärkeren oder geringeren Einwirkung des Merkmals beeinflußt wird. So läßt sich durch Vergleichung der Tatsachen feststellen, daß stärkere oder geringere Wärme die Ausdehnung der Körper vermehrt oder vermindert, daß Wärme ausdehnt. Die Beobachtung, daß Veränderungen in der Stellung des Mondes zur Erde immer von entsprechenden Veränderungen des Hochwassers begleitet sind, macht es wahrscheinlich, daß der Mond bei den Fluterscheinungen mitwirkt. Variante causa variatur effectus.

Durch Vereinigung der drei Methoden kommt man am weitesten. So kann man auf folgende Weise feststellen, daß die atmosphärische Luft voll organischer Keime ist: 1. Man setzt Gefäße, mit feuchter Erde, Wasser oder sonst einem guten Nährboden gefüllt, der Luft aus; sie füllen sich bald mit Pflanzenkeimen, Infusorien. *Tabulae praesentiae.* — 2. Man bringt dieselben Gefäße in einen von der Luft abgeschlossenen Raum; nichts Lebendes läßt sich erblicken. *Tabulae absentiae.* — 3. Man stellt sie zuerst in Räume, wo die Luft unbe-

weglich ist, die Keime meist am Boden liegen, dann in sonnige Gärten, wo sie reichlich vorhanden sind, man stellt sie an den Fuß, in die Mitte, auf den Gipfel hoher Berge und man wird die größte Verschiedenheit in der Anzahl der Lebewesen bemerken. *Tabulae graduum.*

Die von John Stuart Mill zu den drei von Baco aufgestellten Methoden hinzugefügte vierte, die Methode der Rückstände, ist im Grunde nur eine Unterabteilung der zweiten. Wenn man bei einem Phänomen alles entfernt, was sich auf bekannte Ursachen zurückführen läßt, so läßt sich der noch unerklärte Rest aus einer bis dahin nicht beobachteten Annahme herleiten. Bei allen Berechnungen über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles in der Luft blieb ein ungelöster Rest, indem die wirkliche Geschwindigkeit der ausgerechneten nicht ganz entsprach. Die Rechnung stimmte, als Laplace diesen Rest auf die durch die Verdichtung der Luft entwickelte Wärme zurückführte. — Will man erforschen, ob in der geistigen Anlage von Mann und Frau ein Unterschied vorhanden ist, so muß man von allen bekannten Ursachen absehen, also von der verschiedenen Aufgabe beider Geschlechter, der verschiedenen Erziehung, den verschiedenen äußeren Lebensverhältnissen. Man muß ferner in Anschlag bringen, daß durch diese verschiedenen Lebensverhältnisse die geistigen Kräfte seit Jahrtausenden in sehr verschiedener Weise ausgebildet und vererbt wurden. Bleibt dann trotz alledem ein dadurch nicht zu erklärender Unterschied, so darf dieser auf eine ursprüngliche Verschiedenheit der Anlage zurückgeführt werden.

V.

Analogie.

Der Schluß aus der Analogie ist eine unvollständige Induktion. Ohne aus der Ähnlichkeit zwischen einzelnen Erscheinungen einen allgemeinen Schluß zu ziehen, gründen wir darauf die Vermutung, daß sich die von uns bemerkte Ähnlichkeit auch auf andere von uns nicht bemerkte Einzelheiten erstrecken werde. Wir bemerken, daß eine uns nicht bekannte Pflanze einer uns bekannten giftigen Pflanze in Blüte und Frucht sehr ähnlich ist, während die Blätter nicht übereinstimmen. Da uns gleichwohl die Ähnlichkeit zu überwiegen scheint, schließen wir, die Pflanze müsse giftig sein. Hier kommt alles nicht nur auf die Genauigkeit der Beobachtung, sondern auch auf die Bedeutung der ähnlichen Merkmale an. Wenn S mit P in neun von zehn wesentlichen Eigenschaften übereinstimmt, so schließen wir mit einer Wahrscheinlichkeit von neun gegen eins, daß es auch in der zehnten, uns nicht bekannten Eigenschaft mit P übereinstimmen werde. Der Analogieschluß verliert aber die Beweiskraft, wenn den neun Ähnlichkeiten ebensoviele und ebenso schwerwiegende Verschiedenheiten entgegen treten.

So ist der Mond der Erde darin ähnlich, daß er ein fester kugelförmiger Körper ist, der sich um seine Axe dreht, Licht und Wärme von der Sonne empfängt, Vulkane hat oder gehabt hat usw. Wüßten wir weiter nichts, so wäre der Analogieschluß erlaubt, daß der Mond auch Lebewesen wie die Erde beherberge. Nun hat er aber eine durchaus vulkanische Oberfläche, keine licht-

brechende Atmosphäre, keine Wolken und daher wahrscheinlich auch kein Wasser, es fehlen ihm somit einige der Haupteigenschaften, die für unsere Erde das vegetative und animalische Leben bedingen. Der Mars dagegen ist gerade in diesen Eigenschaften der Erde verwandt, während die Verschiedenheiten die Frage des organischen Lebens weniger betreffen. Somit kann man allerdings eher vom Mars als vom Mond annehmen, daß er uns verwandte Wesen trägt; im allgemeinen aber ist unsere Kenntnis der besondern Eigenschaften der Himmelskörper so gering, daß allen darauf bezüglichen Analogieschlüssen nur eine geringe Wahrscheinlichkeit zukommt.

In der Naturwissenschaft hat die Analogie vorzüglich dadurch Bedeutung, daß sie dem Forscher die Richtung anzeigt, in welcher er die Methode der Induktion anzuwenden hat. Sehr viel wichtiger ist ihre Stellung in der Ästhetik, namentlich im Gebiet der Rhetorik. Der Schluß vom Einzelnen auf das Einzelne, wobei der abstrakte Mittelbegriff im Hintergrund bleibt, ergötzt und überzeugt in seiner Anschaulichkeit den Menschen weit mehr als das Verfahren mit abstrakten Begriffen. Volksslehrer knüpfen ihre Lehren mit Vorliebe an Beispiele, Gleichnisse, Fabeln, bildliche Ausdrücke und ihre Analogieschlüsse finden ein dankbareres Publikum als die unanfechtbarsten Syllogismen. *Longum iter est per praecepta, breve et efficax per exempla*, doch darf dabei auch die Wahrheit nicht aus den Augen gelassen werden, daß Beispiele eine Behauptung zwar veranschaulichen und glaubhafter machen aber nicht beweisen können. *Exempla illustrant, non probant.*

Eine bloße Aufzählung von ähnlichen Fällen ohne sorgfältige Vergleichung und Berücksichtigung der negativen Instanzen nennt Baco mit Recht eine kindische Sache, die jeden beliebigen Schluß erlaube.¹⁾ Und doch ist nichts gewöhnlicher im Leben. Müllers und Schulzes und Schmidts und Webers geben große Gesellschaften, da dürfen Meiers natürlich nicht zurückstehen. Daß Müllers Verpflichtungen haben, weil der Mann Offizier ist, Schulzes reiche Leute sind, Schmidts für ihre erwachsenen Töchter Verkehr suchen, während Webers keine Kinder haben, sind für Frau Meier unwesentliche Umstände, *notae accidentales*; genug, da sich Leute von ähnlicher gesellschaftlicher Stellung den Luxus großer Gesellschaften erlauben, darf sie nicht zurückstehen. Die Eitelkeit verlangt's so und durch den falschen Induktionschluß wird das wahre Motiv versteckt. In ähnlicher Weise hat man furchtbare soziale Mißstände, z. B. die Leibeigenschaft, die Sklaverei, Jahrtausende hindurch zu rechtfertigen gewußt. Sie besteht ja in dem und dem und dem Land, unter den ersten Kulturvölkern, sie hat seit Menschengedenken bestanden, sie ist nicht zu entbehren. Tritt die ernste geschichtliche Betrachtung an die Stelle der knabenhaften Aufzählung, so erkennt sie, daß die menschliche Gesellschaft langsamen aber unaufhaltsamen Veränderungen unterworfen ist. Hier läßt sich nur nach der dritten Induktionsmethode aus den Ursachen, die bisher diese Bewegung förderten oder hemmten, eine vorsichtige Folgerung auf die möglichen künftigen Veränderungen ziehen.

¹⁾ *Inductio, quae procedit per enumerationem simplicem, res puerilis est et precario concludit* (ein Schluß, der auf bettelhafte Weise zustande gekommen).

Nicht besser als der Schluß aus der Aufzählung ist der aus der Zeitfolge. Daß zwei Erscheinungen zeitlich eng verbunden sind, ist, wie schon bei der Besprechung der *Tabulae absentiae* erwähnt wurde, noch kein Grund für ihre kausale Zusammengehörigkeit. Der falsche Grundsatz „*Post hoc, ergo propter hoc*“ dient vorzugsweise dem Aberglauben. Hat eine ungewöhnliche Himmelserscheinung, z. B. ein Komet, Erstaunen und Schrecken erregt und es stirbt nicht lange darauf eine hervorragende Persönlichkeit, so setzt der Aberglaube zwei Tatsachen zu einander in Beziehung, zwischen welchen sich nicht das geringste ursächliche Verhältnis nachweisen läßt.

Der falsche Analogieschluß leitet aus der Ähnlichkeit in einigen Punkten ohne zureichenden Grund auch die in andern ab. Unsere Sympathie und Antipathie den Menschen gegenüber beruht nicht selten auf einem unbegründeten Schluß von der Ähnlichkeit des Körpers auf die Ähnlichkeit des Charakters. Solange die Erfahrung diesen Analogieschluß nicht bestätigt, ist er als unberechtigt abzuweisen. Dem Analogieschluß: „Wie der Laie nicht über die Schöpfungen der Kunst, so dürfe der Untertan nicht über die Maßregeln der Regierung urteilen“, setzt Aristoteles den andern entgegen: „Wie der Koch seine Sache verstehe, wisse der Esser am besten“. Bewiesen ist mit dem einen Argument so wenig als mit dem andern; vielmehr müßte in beiden Fällen die Berechtigung der Vergleichung zuerst erwiesen werden. Menenius Agrippa und der Apostel Paulus vergleichen, der eine den Staat, der andere die christliche Gemeinde, mit dem Organismus des menschlichen

Körpers und sie ziehen beide daraus vortreffliche Folgerungen für die Aufgaben der einzelnen Stände. Wollte man nun aber das Gleichnis weiter ausbeuten und dem Staat wie der Gemeinde nach der Art des menschlichen Körpers Jugend, Manneskraft, Greisenalter und Verfall zuschreiben, so würde die Analogie irreführen. Denn Staat und Gemeinde erneuern sich immerfort, schaffen sich unter tüchtiger Leitung immer wieder frische, lebenskräftige Organe und ihrer Zeitdauer ist kein bestimmtes Maß gesetzt wie dem menschlichen Leben.

Viertes Buch.

Die Lehre vom Schönen, Ästhetik.

Ästhetik (*αισθητική επιστήμη*) nannte man ursprünglich die Lehre von den Sinnesempfindungen. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts¹⁾ wird sie enger begrenzt als Wissenschaft des Schönen. Wie die Logik mit den Denkgesetzen, so soll die Ästhetik mit den Gesetzen des Schönen bekannt machen. Was ist aber das Schöne?

Schön hängt sprachlich mit dem althochdeutschen *skōni* „schauen“ zusammen und bedeutet etwas, das sich sehen lassen kann. Der Umfang des Begriffs ist früh auch auf das erweitert, was dem Ohr gefällt. Aber nicht alles, was dem Gesichts- und Gehörsinn zusagt, nennen wir schön. Auch die höheren Sinne dienen zunächst der Erhaltung und Fortpflanzung der Individuen. Nach dieser Seite kommen sie für die Ästhetik nicht in Betracht. Die Freude des Jägers, der seine Beute sieht oder hört, ist keine ästhetische Empfindung. Die Ästhetik fängt da an, wo der Kampf ums Dasein aufgehört hat. Der gesättigte und befriedigte Mensch verlangt, wenn ihm noch Zeit und Kraft übrig bleibt, nach Unterhaltung:

¹⁾ Seit dem Erscheinen der *Aesthetica* von Alexander Gottlieb Baumgarten.

Panem et circenses. Was uns dann Auge und Ohr Angenehmes bieten, mögen sie auf die Phantasie oder direkt auf die Empfindung wirken, nennen wir schön. Schön ist also, was durch die höheren Sinne erfreuend auf uns wirkt, ohne einem materiellen Interesse zu dienen. Die Anlage zu solcher Lustempfindung liegt im Keim in jedem Menschen. Sie kann, wie andere Anlagen auch, zur höchsten Feinheit ausgebildet und damit eine Quelle der reinsten Freuden werden; verwahrlost stumpft sie ab oder gerät auf bedenkliche Irrwege.

Schönes, das durch Auge und Ohr erfreuend auf uns wirkt, bietet uns zunächst die Natur. Daneben aber hat der Mensch sehr früh die Anlage in sich entdeckt, das Naturschöne nachzuahmen und womöglich in der Wirkung zu steigern. Diesem Zweck dienen die schönen Künste. Die Ästhetik hat also die schöne Natur und die schönen Künste ins Auge zu fassen.

I.

Die schöne Natur.

Wie wir die Körperwelt nach dem durchgreifendsten Unterschied in die unorganische und organische geteilt haben, so hat auch die Betrachtung der schönen Natur von der unorganischen zur organischen aufzusteigen.

A. Die Schönheit der unorganischen Natur.

Unter allen Gaben, die sie dem Auge bietet, ist das Licht die erfreulichste. Nichts hat früher und nachhaltiger auf den Schönheitssinn gewirkt als das große Gestirn, das den Tag heraufführt. Kann das Auge

den Glanz der Sonne auch nicht ertragen, wenn sie ihm direkt und unverschleiert entgegenstrahlt, so erkennt es doch allenthalben mit Freuden im farbigen Abglanz ihre Spuren. Es jauchzt ihr mit der ganzen Schöpfung entgegen, wenn die ersten Strahlen in der Dämmerung ihre Ankunft verkündigen; es trauert ihr nach, wenn am Abend die goldene Kugel einen letzten lichten Glanz auf Täler und Höhen wirft.¹⁾

Reiner und herrlicher ist nichts als ein heiterer Sonnenaufgang. Die alten Perser erblickten darin den Thron Gottes. Aus der Hütte trat der Arme, der Krieger aus dem Zelt, sich vor ihm niederzuwerfen. Ihre Strahlen erteilten dem neugeborenen Kind die Feuertaufe, und das ganze Leben hindurch sah sich der Parse bei allen Handlungen vom Urgestirn beleuchtet.

Die Poesie aller Völker und Zungen, nicht die der alten Perser allein, meldet von dem gewaltigen Eindruck, den die Sonne auf den Schönheitssinn der Menschen macht. Dem hebräischen Dichter verbot sein Gesetz, sie zu vergöttern, um so feuriger preist er sie als den Herold Jehovas für die ganze Erde. Die

¹⁾ Wenn wir oft geschn den König reiten, Gold an ihm und Gold an allen Seiten, Edelstein auf ihn und seine Großen Ausgesät wie dichte Hagelschloßen: Habt ihr jemals ihn darum beneidet Und nicht herrlicher den Blick geweidet, Wenn die Sonne sich auf Morgenflügeln, Darnawends unzähligen Gipfelhügeln, Bogenhaft emporhob? Wer enthielte Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte Tausendmal in so viel Lebenstagen Mich mit ihr, der kommenden, getragen: Gott auf seinem Throne zu erkennen, Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen, Jenes hohen Anblicks wert zu handeln Und in seinem Lichte fortzuwandeln. Goethe, Westöstlicher Divan, Buch des Parsen. 1.

Morgensonne vergleicht er dem Bräutigam, der am Hochzeitstag mit leuchtenden Blicken im Festschmuck der Braut entgegeneilt, die Abendsonne dem sieggekrönten Helden, der nach vollbrachter Tat zu seinem Zelt herabsteigt, dort zu übernachten.¹⁾ Nur wenn Gott selbst im Gewitter auf seinem Kriegswagen daherfährt, wenn das Meer vor ihm aufrauscht und die Berge erbeben, da bleibt die Sonne still in ihrem Zelt vor dem Licht der blitzenden Pfeile, vor dem funkelnden Glanz des Speers.²⁾

Der Grieche personifiziert den Sonnengott in der Lichtgestalt Apollos, dessen Jünglingsschönheit ein ewiger Frühling umkleidet. Eine ähnliche Erscheinung in der deutschen Mythologie ist Balder. In der deutschen Lyrik kehrt die Freude über das Morgenlicht, das alle finstern Nachtgespenster verscheucht, immer wieder. Kurz, es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre — der Sonne — Stimme höre.

Mond und Sterne erwecken mehr gemischte als freudige Empfindungen. Sie lassen die Farben, die zu meist das Leben ankündigen, zu sehr verschwimmen und die weniger klar umgrenzten Formen erwecken träumerische Gefühle, Gedanken an die Nacht, da niemand wirken kann, an eine Schattenwelt, die mehr der Vergangenheit und der Zukunft als der Gegenwart angehört. Solche Empfindungen mögen für Menschen, die „des Treibens müde“ sind, des aufregenden Wechsels von Schmerz und Lust, ihren großen Reiz haben (vergl. Goethes Lied an den Mond, die Betrachtungen von Werthers Lotte beim Spaziergang im Mondlicht, Klopstocks Ode „Die Sommernacht“ usw.), aber sie entspringen mehr der grü-

¹⁾ Psalm 19. ²⁾ Habakuk 3.

belnden Phantasie als der unmittelbaren Wirkung der Natur. Die realistisch moderne Welt sieht darin krankhafte sentimentale Anwandlungen. Nur wenige können noch mit Kant sagen, daß sie der gestirnte Himmel über uns mit stets neuer Bewunderung erfülle. Seit die Nächte durch das elektrische Licht taghell erleuchtet werden, wird der Städter immer seltener durch eine sternenklare Nacht von dem heiligen Schauer des Erhabenen erfüllt.

Sonne, Mond und Sterne stehen uns nicht so nahe als das Wasser. Soweit dieses zur Erhaltung des Organismus dient, kommt es für die Ästhetik nicht in Betracht. Aber wenn das Licht sein neckisches Spiel mit den bewegten Wogen treibt, wenn sich das Rauschen mit der Bewegung verbindet und das Ohr ebenso umgaukelt wie das Spiel der Wellen das Auge, erhält das Wasser den Schein des Lebens und wirkt erfreulich auf die höheren Sinne, ohne einem materiellen Interesse zu dienen. (Vergl. Goethes Lied an den Mond: „Rausche, Fluß, das Tal entlang“ und in der Ballade Der Fischer: „Labt sich die liebe Sonne nicht“ usw.). Unbewegt, schwach beleuchtet, in toter Umgebung stimmt dagegen das Wasser trübe, ja unheimlich. Ein düsterfarbiger See, von Moorgrund eingefaßt, ist an finstern Tagen oder bei trübem Mondlicht geradezu beängstigend und gibt der Phantasie nur Anregung zu unheimlichen Schauer geschichten. Aber der murmelnde Bach zwischen den Wiesenblumen, der majestätische Strom, der sich durch Felsen und Wälder Bahn gebrochen, der Wasserfall wie der Springbrunnen, der blaue Bergsee wie das grenzenlose Meer wirken durch Auge und Ohr anregend und erfreulich auf den empfänglichen Menschen. Wohltätige

und anmutige Geister scheinen um solche Stätten zu schweben. Die dem Schaum entstiegene Aphrodite ist in ihrer Art nicht minder schön als der Lichtgott Apollo.

Fehlt aber der unorganischen Natur mit dem Licht und dem Wasser das Lebende, so findet der Schönheitssinn in ihr keine Befriedigung. Zwischen nackten Felsen oder am Rande eines ausgebrannten Kraters zu wandeln, ist nur für den gelehrten Forscher ein Vergnügen. Mephistopheles erklärt das gräßlich gähnende Gestein für den ursprünglichen Höllengrund, der durch vulkanische Ausbrüche aus der Tiefe emporgeschleudert sei. Und wie die unförmigen Steinmassen, so werden auch der schwarze Moorgrund und die öde Wüste von der Volksphantasie dem Teufel als Wohnplätze angewiesen. Was die Wüste betrifft, so stimmt die Bibel mit dem Volksglauben überein; sie erscheint von Asasel (3. Mos. 16, 8. 10) und Asmodi (Tobias 8, 3) ab bis auf die von Christus ausgetriebenen Dämonen (Matthäus 12, 43) als der Herrschersitz höllischer Mächte.

B. Die Schönheit der organischen Natur.

1. Schönheit der Pflanzenwelt.

Die Pflanzenwelt steht uns näher als die unorganische Natur, weil sie das vegetative Leben mit uns teilt. Ein Teil der Pflanzen wächst wie der Mensch dem Himmel entgegen; das Gesetz der Schwere scheint durch eine höhere Kraft überwunden. Je mehr sich das auf den ersten Blick unserem Auge darstellt, um so angenehmer ist die Wirkung. Daher erfreuen uns Blumen mehr als Kräuter und Moose, Bäume mehr als Gesträuch. Die

schlanke Palme am Altar zu Delos bot dem erfahrenen Odysseus den anmutigsten Vergleich mit der schönen Tochter des Alkinoos, und Xerxes war von einer Platane, die er auf dem Wege nach Sardes traf, so entzückt, daß er ihr einen goldenen Schmuck widmete und einen Soldaten zum Wächter gab. Wo „der Pappeln stolze Geschlechter In geordnetem Pomp vornehm und prächtig“ daherziehen, erwarten wir einen Fürstensitz, „dieses Dienergefolg' meldet den Herrscher uns an“. Dagegen macht ein schief gewachsener oder am Boden liegender Baum einen peinlichen Eindruck und die Trauerweide trägt ihren Namen mit Recht von den tief zur Erde herabhängenden Zweigen.

Neben dem himmelanstrebenden Wuchs erfreut uns nicht minder das schöne Gefüge des kräftigen Stammes mit den knorrigen Ästen und Zweigen, die in ihrer Eigenart zusammen ein prächtiges Laubdach bilden, wenn sich der Baum am glücklichen Standort ungehindert entwickelt. Die Eiche war den Griechen und Römern nicht minder wert als unseren Vorfahren und jeder weiß, welche Bedeutung die Linde im Leben und in der Poesie des deutschen Volks gewonnen hat.

Einen weiteren Reiz gewinnt die Pflanzenwelt durch das wechselnde Bild, das sie im Verlauf des Jahres darbietet. Immer aufs neue erfreuen wir uns an dem zarten knospenden Grün der Kirschen- und Apfelbäume im Frühling, im Sommer an den blumigen Blüten und im Herbst, wenn die Blätter verwelken, an der farbigen Frucht, die übrigens für die Ästhetik nur insofern in Betracht kommt, als sie aufs Auge wirkt. „Die Bäume wären die glücklichsten Geschöpfe“, meint J. P. Hebel,

„wenn sie wüßten, wie frei und lustig sie wohnen; wie schön sie sind im Frühling und in ihrem Christkindleinsstaat im Sommer, wenn alles stehen bleibt und sie betrachtet und Gott dankt, oder wenn der Wanderer ausruht in ihrem Schatten und ein Pfeiflein Tabak genießt oder ein Stücklein Käs, und wie sie gleich dem Kaiser Wohltaten austeilen können und jung und alt froh machen umsonst“.

2. Die Schönheit der Tiere.

Die Pflanzenwelt wirkt um so wohltätiger auf den ästhetischen Sinn, je deutlicher sie, sei es im schlanken Wuchs, sei es in der Ausbreitung der Zweige, sei es in Blatt, Blüte und Frucht, ihr organisches Leben zu erkennen gibt. Beim Tier tritt nun zu der im Zellenleben verkörperten Vegetation die durch die Nerven vermittelte Empfindung. Es steht um so höher, je mehr es für die einzelnen Arten der Empfindung gesonderte Organe hat und je freier es in seinen Bewegungen den Reizen der Empfindung folgen kann. So bietet es uns auch in seiner Erscheinung einen um so erfreulicheren Anblick, je deutlicher sich die Körperteile, die dem vegetativen Leben dienen, vom Kopf als dem Hauptträger der Sinneswerkzeuge und den Bewegungsorganen als den Vollstreckern der durch die Sinne geweckten Triebe abheben.

So kommen die Weichtiere, deren Nervensubstanz über die Oberfläche des ganzen Körpers verteilt ist, für die Ästhetik kaum in Betracht, oder doch nur durch Eigenschaften, die sie mit den Pflanzen teilen, Schönheit der Farben, Linien usw. Mehr interessieren uns schon die

Insekten, bei denen Kopf und Füße oder auch Flügel mehr oder weniger deutlich vom Rumpf geschieden sind. Unter den Wirbeltieren lassen uns die Fische kühl bis ans Herz hinan, weil Kopf, Brust, Bauch und Schwanz gar zu sehr ineinander geschoben sind. Bei den Amphibien und Reptilien stößt uns ab, daß diese Körperteile fast ganz in der Horizontallinie liegen. Doch hat die Schlange mit ihrem lebhaften klugen Blick, ihrer Empfänglichkeit für Musik, ihrer glänzenden Haut und den Giftzähnen neben zahlreichen Feinden auch manche Verehrer gefunden und ist der bildenden Kunst nicht fremd geblieben.

Weit höher steht für die ästhetische Betrachtung das Reich der Vögel. Nicht nur, daß manche an Reinheit und Farbenreichtum des Gefieders den schönsten Pflanzenblüten gleichkommen, daß andere an Schärfe der Sinne und Schnelligkeit der Bewegung alle anderen Tiere übertreffen, daß in ihrer Körperbildung Kopf, Hals, Leib und Bewegungsorgane deutlich geschieden sind, ihnen ist auch das Reich der Töne, des melodischen Klanges, erschlossen, während den Fischen Hekate für immer den Mund geschlossen hat und die Amphibien es nur zu mißtönendem Zischen oder Quaken bringen. Welch' ein neues höheres Leben beginnt in Wald und Wiese, wenn der Kukul und die Amsel rufen, die Lerche über uns im blauen Raum ihr schmetternd Lied erschallen läßt und die Nachtigall ihre jauchzenden oder klagenden Weisen anstimmt!

Näher indessen als die Segler der Lüfte stehen uns die Säugetiere, mögen wir auf den Bau ihres Körpers oder auf ihre Lebensweise achten. Vielleicht eben des-

halb legen wir ihnen gegenüber bei der ästhetischen Betrachtung besonders gern den Maßstab unseres eigenen Körpers an und lassen beiseite, was sich von diesem allzuweit entfernt. Die Wale und Elephanten regen unseren Schönheitssinn ebensowenig an als die Ratten und Mäuse. Um so mehr aber die Tiere, die der Mensch seit langer Zeit gezähmt und in seinen Dienst gezogen. Wie viele Dichter und Maler haben sich nicht mit bestem Erfolg bemüht, das Behagen wiederzugeben, mit dem uns der Anblick weidender Rinder oder Schafe erfüllt! Vom Hirten ist der Hund unabtrennbar, doch verdankt dieser seine hervorragende Stellung unter unseren Haustieren weniger seiner körperlichen Schönheit als seinen Gemütseigenschaften. Als das schönste unter den Haustieren gilt das Pferd in seiner harmonischen Vereinigung von Kraft und Gewandtheit. Seit den Tagen Hiobs und Homers haben die Dichter sein Lob gesungen und Bildhauer und Maler mit ihnen gewetteifert, seine Schönheit in idealen Nachbildungen festzuhalten. Das erhöhte Selbstgefühl des Reiters trägt gewiß nicht wenig zu dieser Wertschätzung bei. „Niemals“, sagt Goethe, „fühlt sich der Mensch körperlich freier, erhabener, begünstigter als zu Pferde, wo er, ein verständiger Reiter, die mächtigen Glieder eines so herrlichen Tieres, eben als wären es die eigenen, seinem Willen unterwirft und so über die Erde hin als höheres Wesen zu wallen vermag“. Es ist beiläufig recht charakteristisch für unsere Zeit, daß mehr und mehr das Reitpferd durch das Fahrrad und das Viergespann durch das [Automobil verdrängt wird.

Löwen, Tiger, Panther, Leoparden usw. würden durch

die anmutigen Wellenlinien ihrer Körperformen, durch die glänzende Hautfarbe, das Feuer des Auges, die Kraft und Gewandtheit der Bewegung auf den ästhetischen Sinn vielleicht noch erfreuender als das Pferd wirken, wenn sich nicht im Wesen dieser katzenartigen Raubtiere Falschheit und Mordlust zugleich ausdrückte und der Bewunderung Schrecken beimischte. Zu diesen unzählbaren Raubtieren stehen die in unseren Gebirgen und Wäldern frei lebenden Wiederkäufer, Hirsch, Reh, Gemse usw. in schönem Gegensatz. Sie sind ebensoweit von der Wildheit der Raubtiere entfernt als von der teilweise allzu massigen und schwerfälligen Erscheinung der wiederkäuenden Haustiere und bilden eine Hauptzierde unserer Waldungen.

In der äußeren Erscheinung steht der Affe dem Menschen am nächsten. Er kann aufrecht gehen; seine Vorderfüße, meist zum Klettern verwendet, nähern sich unseren Händen; der runde Kopf zeigt an der Vorderseite ziemlich ausgeprägte Gesichtszüge; manchen Gattungen fehlt auch der Schwanz. Aber der Affe hat den aufrechten Gang nicht ausgebildet, ist wadenlos, knieschwach, schmalhüftig und im Rückgrat gekrümmt. Das Gesicht mit der dürftig gewölbten Stirn, den stark hervortretenden Freißwerkzeugen, dem bald lusternen, bald boshaften Ausdruck der Augen erinnert zumeist an die niedrigen Eigenschaften des Menschen. Er teilt mit uns die Liebe zu den Jungen und den Nachahmungstrieb, aber es fehlt ihm dabei das Verständnis des Zweckes. Indem er an der Schwelle der Menschheit steht, ohne sie überschreiten zu können, und uns überwiegend die tierische Seite unseres Wesens vor Augen stellt, macht er

auf feinfühlende Beobachter mehr einen abstoßenden als anziehenden Eindruck. Otilie in den Wahlverwandtschaften begreift nicht, wie man's über das Herz bringen könne, die garstigen Affen so sorgfältig abzubilden; man erniedrige sich schon, wenn man sie nur als Tiere betrachte. Faust findet sie beim Besuch der Hexenküche so abgeschmackt, wie er nur je etwas gesehen habe. Um so sympathischer aber sind sie dem Teufel mit ihrer schamlosen Lüsterheit; auch zur Nachäffung religiöser Zeremonien kann er sie vortrefflich gebrauchen.

3. Die Schönheit des menschlichen Körpers.

Der Vorrang des Menschen in der organischen Welt beruht auf seiner Vernunft, auf der Gabe zu denken und zu sprechen. Die Organe, die dieser Kraft dienstbar sind, nehmen daher im Aufbau des menschlichen Körpers eine hervorragende Stelle ein. Beim Tier stehen auch die höheren Sinneswerkzeuge ersichtlich im Dienst des Selbsterhaltungstriebes. Sein Kopf neigt sich der Erde zu und ist überwiegend in Rücksicht auf Mund und Nase geformt, die ganze Gestalt ist ein Abbild der Begierden, die seinen Charakter ausmachen. Der Mensch, durch den Gebrauch der Vernunft zur Herrschaft über die Naturtriebe berufen, steht aufrecht als der erste Freigelassene der Schöpfung. Der ganze Körper ist auf den Kopf als seine Blüte angelegt; an diesem aber tritt die schöngewölbte Stirn hervor, während das Hinterhaupt verhältnismäßig klein und der untere sinnliche Teil des Gesichts dem oberen untergeordnet ist. Die Augen betrachten öfter als sie spähen; die Ohren hören mehr als sie horchen; beide Sinne bekommen nicht erst von der Begierde die Anregung zur Tätigkeit.

Einen etwas äußerlichen aber instruktiven Maßstab zur Beurteilung menschlicher Schönheit gibt der Camper'sche Gesichtswinkel. (Peter Camper, bedeutender Anatom in den Niederlanden, 1722—1789). Er wird von zwei Linien gebildet, die vom hervorragendsten Teil des Oberkiefers über den mittleren Zähnen ausgehen, die eine zur mittleren Stirn über der Nase, die andere in horizontaler Richtung zum äußeren Gehörgang. Der Winkel ist um so größer, je mehr die zum Großhirn gehörigen Schädelknochen vor den zum Kiefersystem gehörigen hervortreten. Das aber ist nach Camper um so mehr der Fall, je mehr sich die Intelligenz des Geschöpfes steigert. Bei Fischen verschwindet der Winkel ganz, weil der Schädel mit dem Gesicht in einer Linie liegt; bei den Vögeln ist er sehr klein; beim Pferd beträgt er 23 Grad, beim Hasen 30, beim Orang-Utang 58, bei Negern und Hottentotten 65. Griechische Götter- und Menschenideale aber, wie sie in den Meisterwerken der bildenden Kunst vorliegen, zeigen nicht selten einen Gesichtswinkel von 90 bis 100 Grad.

Indessen ist das griechische Schönheitsideal darum doch nicht bloß in der mächtigen Stirn zu erblicken. Im Gegenteil legen die Griechen den größeren Wert auf die Harmonie des geistigen und sittlichen Lebens und ihre schönsten Statuen zeigen einen verhältnismäßig kleinen Kopf, bis weit in die Stirn hinein von lockigem Haar bedeckt. Die Nase, nur wenig gebogen, schließt sich in fast gerader Linie der Stirn an, als sollte dadurch die Einheit zwischen dem Organ des Denkens und des Spürens ausgedrückt werden. (Griechisches Profil). Den größten Wert legen die Alten auf den

schlanken und symmetrischen Aufbau der menschlichen Gestalt. Wir übersehen bei frischer Farbe, anmutiger Bewegung, lebhaftem Ausdruck gern einige kleine Mängel im Wuchs oder dergleichen. Den Griechen konnte nichts für eine flache Brust, einen gewölbten Rücken, zu kurze oder zu lange Beine entschädigen.

Der menschliche Körper ist das komplizierteste aller organischen Gebilde. Die höchst verschiedenartigen Teile haben ihr besonderes Leben und sind doch dem Ganzen untergeordnet, einander beigeordnet und verbunden, und zu einem innerlich und äußerlich gleich harmonischen System vereint. Die Absichten der Natur sind immer auf das Höchste und Vollkommenste in seiner Art gerichtet, aber die Bedingungen, unter welchen das einzelne Exemplar in die Erscheinung tritt, lassen in der Regel viel zu wünschen übrig. Geschieht es aber einmal, daß ein harmonisch vollendetes Menschengebilde unter günstigen Sternen heranwächst, so ergreift uns auch beim Anblick am ersten jener Zustand des ästhetischen Wohlgefallens, der uns über den Kampf ums Dasein hinaushebt und zu reiner freudiger Betrachtung bringt. „Wer die menschliche Schönheit erblickt“, sagt Goethe, „den kann nichts Übles anwehen: er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Übereinstimmung.“

II.

Die schönen Künste im allgemeinen.

A. Natur und Kunst.

Wohin man immer den Aufenthaltsort der ersten Menschen verlegen mag, jedenfalls bot er ihnen die

Möglichkeit der Erhaltung und Fortpflanzung. Die Bibel berichtet in Übereinstimmung mit der Tradition der meisten vorderasiatischen Völker, daß ihnen ein baureicher wohlbewässerter Garten am Fuß eines Berges angewiesen worden sei. Wie in der Erinnerung an das verlorene Paradies wurde es den Persern zur religiösen Pflicht gemacht, Bäume schön geordnet in Reihen anzupflanzen und reine Kanäle sanften Falles zwischen ihnen hindurchzuleiten, damit die Sonne gern hineinscheine. Der Spartaner Lysander war erstaunt, in den Gärten des jüngeren Kyros zu Sardes eine so große Regelmäßigkeit und kunstvolle Anordnung zu finden. Die märchenhaften hängenden Gärten der Semiramis in Babel waren wohl auch nichts anderes als künstliche Terrassen mit Baumgruppen, durch die Nebukadnezar seiner Gattin einen Ersatz für die Berge ihrer medischen Heimat bieten wollte.

Am Gartenbau läßt sich das Verhältnis der Kunst zur Natur deutlich erkennen. Wenn der Mensch den Reiz und die Wohltat der schönen Natur lange Zeit empfunden hat und dann entbehren muß, was liegt ihm näher, als Ersatz dafür zu suchen! Er ahmt die Natur nach, indem er Blumen und Bäume anpflanzt, Quellen der Erde entlockt und Bäche nach seinem Wohlgefallen lenkt. Nachahmen ist an sich schon ein Vergnügen, wie die Anwendung jeder Kraft, die Ausübung jedes Talents. Sie wird um so lohnender, je reichere Früchte sie bringt. Die Natur ist die Lehrerin und der Mensch pfuscht ihr zunächst nur ins Handwerk, indem er mechanisch nachahmt, was er ihr absieht.

Aber er bleibt dabei nicht stehen. Er lauscht der

Natur ihre Geheimnisse ab; er merkt, worauf sie es mit diesem Baum, dieser Blume eigentlich abgesehen hatte und an welchen äußeren Hindernissen ihre Absicht scheiterte. Er stellt Bäume zu Gruppen zusammen, die er bis dahin nie in dieser Weise vereinigt gesehen, und erzielt damit eine große Wirkung. Er findet, daß ein kleiner Wasserfall unter dem Laubdach der Bäume die Phantasie mehr anregt als der stille Bach im Wiesengrund. Es gelingt ihm, Blumen zu züchten, die alle Wald- und Feldblumen weit übertreffen. Er stellt die moosbewachsenen Steine zu Felsgebilden zusammen, die den Betrachter ans Hochgebirge erinnern. Geht er dabei über die Natur hinaus, so folgt er doch nur den Winken, die er von ihr empfangen. Er spürt etwas von ihrer schöpferischen Kraft in sich und darum versteht er sie auf halbem Wort, in ihren geheimen Andeutungen.

So verfährt das Genie; so entsteht die ideale Kunst. Der Kleinmeister aber will der Natur die Regeln seines Kopfes aufzwingen, auch solche, die ihrem Wesen fremd sind, denen sie widerstrebt. Da ist der Gartenkunst nichts gut, wie es aus den Händen der Natur kommt; es muß sichtbar den Stempel der Menschenhand tragen. Die Schönheit weicht der mathematischen Regelmäßigkeit. Der Boden des Gartens muß eine wagrechte Ebene sein, Bäche dürfen nur in gerader Linie laufen. Teiche müssen kreisrund und von gehauenen Steinen eingefast sein. Die Bäume zeigen stereometrische Figuren, Kugeln, Kegel, Pyramiden oder gar Tiergestalten. Die Hecken, die den Garten umgeben, sollen Festungsmauern mit Türmen und Zinnen gleichen.

Eine Übertreibung zieht in der Regel die andere

nach sich. Der französischen Gartenkunst, die Lenôtre um die Mitte des 17. Jahrhunderts begründete, folgte die englische, die sich den tropischen Urwald zum Vorbild nahm. Wenn man das Ideal darin setzt, alles wild wachsen zu lassen, so ist's auch mit der Gartenkunst zu Ende. Die ideale Kunst liegt immer zwischen den Extremen.

B. Das Schöne und das Erhabene.

Die Geschichte des schönen Gartenbaus zeigt, daß der Geschmack in Bezug auf das Naturschöne wechselt; nicht immer legt man auf dieselbe Erscheinung denselben Wert, bald hat die Natur, bald die Kunst des nachbildenden Menschen das Übergewicht. Für den Betrachter aber kommt es nur darauf an, daß der Anblick ihn erfreut und über den Kampf ums Dasein mit seiner Begierde, Furcht und Not weit hinaushebt. Das wird dann am leichtesten erreicht, wenn das, was er erblickt und hört, auch selbst auf friedlichen Genuß des Daseins hindeutet, Blumen, Bäume, die Sonne, die sich im Wasser spiegelt, weidende Schafe, Gesang des Hirten, der das Echo weckt usw.

Zeigt uns nun aber die Natur gigantische, himmelanstrebende, nackte Felsmassen, unabsehbare Schnee- und Eisflächen, in der Ferne das vom Sturm gepeitschte, aufgewühlte und heulende Meer, also Zustände oder Vorgänge, die dem menschlichen Dasein feindlich gegenüberstehen oder es doch in seiner ganzen Ohnmacht und Kleinheit zeigen, kann auch ein solcher Eindruck unser ästhetisches Wohlgefallen erwecken? Griechen und Römer verneinen diese Frage. Livius spricht nur von

der Scheußlichkeit der Alpen und Caesar hatte bei seinen zahlreichen Alpenübergängen durchaus kein Auge für die Schönheit des Hochgebirgs; er zog es vor, sich unterwegs in vergleichende Studien der griechischen und römischen Grammatik zu versenken. Die unwirtliche Öde dieser Eis- und Schneewüsten, diese schwindelerregenden Saumpfade an grauensvollen Abgründen und himmelhohen Felswänden, die Furchtbarkeit der abstürzenden Lawinen erfüllten die Alten mit demselben Grausen, wie die Eiswüsten des Nordpols unsere Seefahrer. Nicht viel anders dachten unsere Vorfahren und die übrigen europäischen Kulturvölker von der Alpenwelt. Erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts verwandelte sich allmählich die Furcht in Liebe. Hallers Lehrgedichte, Rousseaus Neue Heloise, Saussures Wanderungen, Goethes Schweizerreisen, Schillers Tell bahnten den Weg zum ästhetischen Genießen der Alpenwelt, und heutzutage sind Alpenwanderungen, selbst mit absichtlichem Aufsuchen der Gefahr, der beliebteste Sport der vornehmen Welt und des gebildeten Bürgertums.

Worin besteht nun für uns der Reiz des Hochgebirgs? Die Alten suchten in der Natur vor allem das Schöne, wir das Erhabene. Erhaben nennen wir eine Naturerscheinung, bei der wir uns zuerst über den feindseligen, Vernichtung drohenden Eindruck einer uns weit überlegenen Macht erheben müssen, um dann gleichwohl zur Bewunderung des Schönen darin zu gelangen. Indem der Mensch sich auf der einen Seite als ein verschwindendes Nichts gegenüber ungeheuren Mächten fühlt und doch zugleich die Kraft inne wird, sich über alle diese Schrecknisse wegzusetzen, um sich dem reinen Genuß

der Anschauung, des Erkennens hinzugeben, erhebt er sich über sein Ich; er hat das Gefühl des Erhabenen. Er hat's noch in erhöhtem Grade, wenn er die überlegene Naturgewalt nicht nur aus der Ferne hört und sieht, sondern ihre Macht direkt empfindet. Schillers Glockengießer bemüht sich umsonst, des furchtbaren Feuers Herr zu werden, das die Arbeit seines ganzen Lebens in wenigen Stunden vernichtet. Hoffnungslos Weicht der Mensch der Götterstärke. Müßig sieht er seine Werke Und bewundernd untergehn.

C. Die schönen Künste.

Kunst (von können) bedeutet die Befähigung zu einer Leistung. Wird die Kunst lediglich auf die Herstellung des Nützlichen gerichtet, so liegt sie nicht im Gebiet der Ästhetik. Die Kunst des Gartenbaus z. B., so weit sie auf die Erzielung von Nahrungsmitteln ausgeht, kommt für uns nicht in Betracht. Nur insofern sie den ästhetischen Sinn befriedigt, kann sie den schönen Künsten beigezählt werden, nimmt aber unter diesen, weil die Natur doch das meiste dabei tut, nur eine Übergangsstelle ein. Das Reich der schönen Künste beginnt da, wo die Sorge um die Erhaltung des Lebens zurückgetreten ist, wo der Mensch, aus dem Dienst der Not entlassen, seine Freiheit genießen will. Wenn es ihm durch die nützlichen Künste gelungen ist, sich die Naturkräfte dienstbar zu machen, wenn er durch gemeinschaftliche Arbeit, durch Gewerbleiß und Handel, durch eine Staatsverfassung, die für die Sicherheit der Person und des Eigentums Bürgschaft leistet, in den Stand gesetzt

ist, über einen großen Teil seiner Zeit und Kraft frei zu verfügen,

„Da gebietet das Glück dem Talent die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust“.

Der Wohlstand ist die Mutter, das Talent der Vater, die Freiheit die Amme der Künste, die nicht dem Bedürfnis, dem Nutzen, sondern der Freude dienen wollen.

Die schönen Künste finden ihren Weg zum menschlichen Geist durch die höheren Sinne, das Auge und das Ohr. Durchs Auge erfreuend zu wirken machen sich die Architektur, die Skulptur und die Malerei zur Aufgabe. Durchs Ohr nehmen ihren Weg zur Phantasie und zum Herzen die Musik und die Poesie. Die Mimik (Schauspielkunst) wendet sich an beide Sinne. Die Tanzkunst (Orchestik) überträgt die Rhythmik der Musik, die durchs Ohr wirkt, auf die Bewegungen des Körpers, die sich dem Auge darstellen.

Da Architektur, Skulptur und Malerei das Material, dessen sie sich bedienen, umbilden, um die ästhetische Wirkung zu erzielen, nennt man sie auch bildende Künste. Die Künste, die sich ans Ohr wenden, benutzen das sinnliche Material (Holz, Metall, Saite, Sprachwerkzeuge, menschliche Körper) zu vorübergehender Wirkung und werden deshalb transitorische genannt. Worauf unser Wohlgefallen an den schönen Künsten beruht, das läßt sich nicht in einer für alle gleich zutreffenden Definition zusammenfassen, sondern muß im einzelnen dargelegt werden.

III.

Die bildenden Künste.

A. Die Architektur.

Die Baukunst gehört nach ihrem Ursprung zu den nützlichen Künsten und dient auch heute noch überwiegend nützlichen Zwecken. Insofern sie nun lediglich darauf ausgeht, Menschen und Tieren einen sicheren und ihren Bedürfnissen angemessenen Aufenthaltsort zu verschaffen, hat sie für die Ästhetik keine Bedeutung. Erst wenn der Architekt das Auge durch die Schönheit eines Baus erfreuen will, sei es, daß er ein Werk zu rein ästhetischen Zwecken aufführt, sei es, daß er die ästhetische Architektur mit dem Nutzbau geschickt zu vereinigen weiß, gehört seine Tätigkeit zu den schönen Künsten.

Wodurch aber wirkt die Baukunst erfreulich? Ihr Hauptmaterial ist der Stein, die starre Masse, die lediglich dem Gesetz der Schwere folgt und, wie wir gesehen haben, zu den reizlosesten unorganischen Körpern gehört. Die zu einem Bau gehörigen Steine bilden zusammen nur einen unschönen Haufen. Nun aber benutzt der Architekt die Starrheit, die Kohäsion des Steines, im Gegensatz zu seiner Schwere, um an ihm das Verhältnis von Stütze und Last vors Auge zu bringen. Je deutlicher ins Auge fällt, daß ein Teil als Stütze, ein anderer als Last dient, um so erfreulicher ist die Wirkung. Eine Mauer, in der die meisten Steine Stütze und Last zugleich sind, macht keinen ästhetischen Eindruck; sie fängt erst an erfreuend zu wirken, wenn die Vorderfläche geglättet ist und daher den einheitlichen Charakter

der Stütze trägt, die obere Steinlage aber, die nichts mehr zu tragen hat, sich dadurch, daß sie die Wand überragt, augenscheinlich als Last zu erkennen gibt.

Am reinsten tritt uns das Verhältnis von Stütze und Last, auf welchem die Wirkung der Architektur beruht, in Säule und Gebälk entgegen, während geschlossene Wände der Kunstentwicklung am wenigsten Raum bieten. Die kreisrunde Säule übertrifft als Stütze den viereckigen Pfeiler, weil sich die Last auf die kreisrunde Fläche gleichmäßig verteilt, während der Pfeiler an den Ecken weniger tragfähig ist als in der Mitte. Die gewundene Säule wirkt auf das natürliche Formgefühl direkt unangenehm, weil durch die fortlaufenden Einbiegungen offenbar die Kraft der Stütze vermindert wird. Da die Tragfähigkeit der Säule auf ihrer Dicke beruht — natürlich ist nur von Steinbauten die Rede! — so muß diese im richtigen Verhältnis zu der Last stehen, die sie zu tragen hat. Der Anblick muß uns die Überzeugung geben, daß die Säule nur trägt, was sie mit Leichtigkeit tragen kann. Sie darf aber auch nicht viel weniger tragen, denn eine starke Stütze ohne ausreichende Last wirkt auf den Betrachter ebenso unerfreulich als schwere Last ohne ausreichende Stütze. Der Säulensaal im Reichspalast zu Luxor verliert dadurch bedeutend an Wirkung, daß hier sehr viel mehr Säulen stehen, als die Decke erfordert. Da der obere Teil der Säule weniger zu tragen hat als der untere, so erscheint es angemessen, daß sich der Schaft vom ersten Drittel ab nach oben verdünnt.

An Säule und Gebälk hat sich die künstlerische Tätigkeit der Griechen auf dem Gebiet der Architektur vorzugsweise entfaltet. An ihnen unterscheidet man die

drei Baustile, die man nach den Stämmen und Städten, in welchen sie ihre Blüte erreichten, den dorischen, jonischen und korinthischen nennt.

Die dorische Säule ruht ohne besondere Basis auf dem Boden, ihre Höhe beträgt in den schönsten Gebäuden etwa $5\frac{1}{2}$ untere Durchmesser, die Verjüngung $\frac{1}{6}$, der Abstand zwischen den einzelnen Säulen $1\frac{1}{4}$ — $1\frac{1}{2}$. Dicke, Höhe, Zwischenräume, alles steht in genauem Verhältnis zur gegebenen Last. Da diese sich gleichmäßig verteilt, müssen auch die Säulen gleichweit auseinander stehen und nicht etwa in Gruppen zusammen geordnet sein, wie wir's bei uns nicht selten finden. Wenn in einigen dorischen Tempeln die Ecksäule etwas mehr an die nächste herangerückt ist, so hat's seinen Grund darin, daß sich durch das Zusammentreffen des Gebälks an der Ecke die Last vermehrt. — Der Säulenkopf, das Kapitäl, wird zunächst durch einige ringförmige Einschnitte, den Säulenhals, angedeutet, dann folgt ein kreisrunder, den Schaft überragender Wulst, Echinus, und eine viereckige Deckplatte, Abakus, nicht nur um die tragende Fläche zu vergrößern, sondern auch um vor Augen zu stellen, daß die Säule nicht wie ein Zapfen im Gebälk steckt, sondern es zu tragen bestimmt ist.

Dem Gebälk, der Last, ist die horizontale Linie ebenso angemessen, wie der Stütze die vertikale. Es beginnt mit dem Architrav, scheinbar einem einzigen Steinbalken, der auf den Säulen ruht und die Grundlage des Daches bildet. Was dann folgt, der Fries mit den Triglyphen und Metopen, das Kranzgesims, die Traufrinne und das Giebelfeld, legt alles seinen Zweck auf die einfachste und natürlichste Weise dar. Die Tri-

glyphen z. B. erscheinen als die Köpfe der Deckbalken, die von den Säulen getragen werden und nun ihrerseits die Decke tragen: das wird durch die Rinnen angedeutet, die den Kanneluren der Säule entsprechen. Durch die leeren Räume zwischen ihnen wurde anfangs dem Licht der Zugang in den Tempel geöffnet; als aber später in den Hypäthraltempeln das Dach geöffnet wurde, um das Götterbild darunter im vollen Glanz der Sonne zu zeigen, wurden die Metopen mit Marmorplatten ausgefüllt, deren Reliefbilder das Auge erfreuten. Kurz, hier steht alles an seinem Platz, jeder Teil gehört zum Bestande des Ganzen und kann nicht entfernt werden, ohne eine empfindliche Lücke zu hinterlassen. Daß man dem Giebeldach den Vorzug vor dem flachen gab, geschah einmal, weil man auf andere Weise große Flächen nicht zu bedecken wußte, und dann wohl auch, um dem Regen und Schnee Abfluß zu gewähren.

Wo es sich darum handelte, gewaltige Bauten herzustellen, wählte man den dorischen Stil, dessen Säulen durch größere Dicke und näheres Zusammenstehen auf schwere Lasten berechnet waren. Die jonische Säule ist zierlicher, schlanker, reicher als die dorische. Sie erhebt sich auf einem mehrfach gegliederten Fuß zu einer Höhe von 8—9 unteren Durchmesser, der Hals wird durch Verzierungen in der Art einer Perlenschnur angedeutet, der Echinus zeigt reicheren Schmuck; besonders bemerkenswert ist aber das Polster über dem Echinus, das an die Stelle der viereckigen Deckplatte der dorischen Säule tritt; von vorn gesehen, macht dieses Volutenband mit den spiralförmigen Windungen, die sich an beiden Seiten herabsenken, den Eindruck eines elegan-

ten Polsterkissens, das die Last bedeutend verteilt und die Tragkraft erhöht. Auch das Gebälk ist reicher gegliedert und schöner umrahmt als im dorischen Stil.

Das Kapitäl der korinthischen Säule ist im Anschluß an ägyptische Vorbilder als Blumenkelch gedacht und von einem Blätterkranz umschlossen. Zu reicher Anwendung kam es zur Zeit Alexanders des Großen und bei den Römern. Da heben sich aus einem einfachen oder doppelten Kranz von Akanthusblättern vier volutenartige Stengel mit Blättern und Knospen hervor. An die Stelle dieser Stengel setzte das Komposita-Kapitäl das ganze jonische Volutenband auf die korinthischen Akanthuskränze. Die mannigfachen Verzierungen der Kapitäle und des Gebälks gehören übrigens nicht der Architektur, sondern der Skulptur, ja teilweise der Malerei an. Sie können als mehr zufälliger Schmuck hinzukommen oder auch wegfallen, ohne auf die Wirkung des Ganzen einen erheblichen Einfluß zu üben. —

Wie wir den Griechen die Säulenordnungen verdanken, so den Römern die Kenntnis des Gewölbebaus. Nicht als ob Griechen und Römer Säulen und Gewölbe zuerst errichtet hätten. Säulen gab's schon in Ägypten, Vorderasien, Indien und China, bevor die Griechen in der Weltgeschichte auftraten, und das Gewölbe haben die Römer den Etruskern abgesehen. Aber was die andern Völker zunft- und handwerksmäßig übten, dem gaben Griechen und Römer Regel und Gesetz, Maß und Ordnung; so erhoben sie das Handwerk zur Kunst und wurden die Lehrer der Menschheit. Beim Gewölbebau sind zu unterscheiden das Tonnengewölbe, das Kreuzgewölbe, die Kuppel und die Nische. Das Tonnengewölbe

setzt zwei parallele Grundmauern von gleicher Stärke voraus, die durch ein Dach verbunden werden sollen. Hat man Steinbalken, die lang genug, oder Holzbalken, die stark genug dazu sind, so ist die Aufgabe sehr einfach zu lösen. Das Giebeldach, dessen beide Hälften sich oben gegenseitig unterstützen und unten an den Mauern ein Widerlager haben, ist freilich eine noch einfachere Auskunft. Soll aber ein weiter Raum durch ein festes Steindach überspannt werden, so werden die Steine nach unten keilförmig zugestutzt, auf irgend einer, später zu entfernenden Grundlage so zusammengesetzt, daß sie einen Bogen oder Kreisabschnitt bilden, und durch Mörtel verkittet; einmal in die rechte Lage gebracht, müssen sie dann sich selbst tragen. — Das Kreuzgewölbe ist da am Platz, wo man keine parallelen Grundmauern anbringen kann, die den Druck des Gewölbes aushalten; über Wänden z. B., die durch Türen und Fenster unterbrochen sind. Dann werden vier Eckpfeiler durch zwei Gewölbebogen verbunden, die sich in der Spitze rechtwinklig schneiden. Diese Bogen dienen als Träger für die vier Dreiecke oder Kappen zwischen ihnen und entlasten damit die Grundmauern, mit denen sich die Kappen berühren, ohne auf ihnen zu ruhen. — Die Kuppel erhebt sich in Gestalt einer hohlen Halbkugel über einem kreisrunden Unterbau. — Die Hälfte einer Kuppel mit der Hälfte eines kreisförmigen Unterbaus bildet eine Nische. Im Gewölbebau ist also Stütze und Last keineswegs so deutlich gesondert wie bei Säule und Gebälk; vielmehr ist jeder Stein zugleich Last und Stütze. Dagegen zeigt sich allerdings auf den ersten Blick die Notwendigkeit jedes Steins zum Bestande des Ganzen.

Was aber wichtiger ist für den ästhetischen Eindruck, man kann mittelst des Gewölbebaus, z. B. durch die Kuppel, so weite Räume überspannen, daß wir dadurch den Eindruck des Erhabenen bekommen. Das Riesengewölbe der Peterskirche in Rom z. B. läßt uns die Kleinheit, das verschwindende Nichts des eigenen Körpers tief empfinden, während wir uns zugleich weit über unser Ich erhoben fühlen durch die Bewunderung eines Raumes, der zwar ringsum begrenzt, doch aber nach allen drei Dimensionen fast unendlich ausgedehnt ist.

Der Rundbogen in Verbindung mit der Säule gibt dem romanischen Baustil sein Gepräge, der in Westeuropa vom 10. bis 12. Jahrhundert herrschte. Hier ist immer noch in der Säule als der natürlichsten Stütze, in der horizontalen Linie für die Last, die Baukunst der Griechen und Römer maßgebend. Der gotische Stil dagegen, der sich im 13. Jahrhundert von Nordfrankreich aus verbreitete, bricht vollständig mit der klassischen Überlieferung. Er kennt weder Säule noch Gebälk. Nicht mehr wird die Schwere des Steins durch die Starrheit überwunden, vielmehr scheint sich die Lebenskraft der Bäume dem Gestein mitgeteilt und das Gesetz der Schwere überwunden zu haben. Himmelhohe Pfeiler steigen empor, um sich oben in den Gewölberippen wie Bäume in Ästen, Zweigen und Blättern zu entfalten. Es ist ja freilich nur Schein, daß hier das Gesetz der Schwere überwunden ist, denn am Ende müssen die Spitzbogen ebenso sich und die Decke tragen als das Tonnengewölbe. Aber die vertikale Linie herrscht so sehr vor, Türme, Stäbe, Spitzen, menschliche Gestalten, Blätter und Blumen weisen so entschieden nach oben und ver-

decken so sehr die schrägen Linien, daß man sich mit einiger Phantasie in den Hochwald versetzt glauben kann. Das ist um so leichter, da die schmalen, durch die Architektur eingeschränkten und durch buntes Glas verdunkelten Fenster das Licht nur spärlich und gebrochen einlassen.

Gleichwohl bleibt es dabei, daß unser ästhetisches Wohlgefallen an den Werken der Architektur auf der Anschauung des Verhältnisses von Stütze und Last, von Starrheit und Schwere beruht. Erführen wir vom schönsten gotischen Bauwerk, daß es nicht aus Stein, sondern aus Kork oder Papier errichtet sei, so würde unsere Freude sehr vermindert werden, weil sich jene Naturkräfte in diesen leichten Stoffen viel weniger offenbaren. Warum aber dann solche Figuren schaffen, wie die Heiligen an den Portalen gotischer Kirchen, die, mit ihren Tabernakeln auf den Köpfen, weder stehen noch liegen, überhaupt keinen Halt haben und daher eher aus Papier als aus Marmor gemacht erscheinen? Nirgends ist ein Verhältnis zwischen Höhe und Dicke der Pfeiler, zwischen Stütze und Last. Freilich nötigt uns jedes in seiner Art vollendete Werk eine gewisse Bewunderung ab und kein empfänglicher Geist wird durch die herrlichsten Tore der Welt in den Kölner Dom eintreten, ohne mit dem alten Jakob zu denken: Wie heilig ist diese Stätte; hier ist nichts anders denn Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels!

Daneben aber wird, wer etwa die Peterskirche in Rom mit dem Kölner Dom vergleicht, der Renaissance ihre volle Berechtigung, ja ihre Überlegenheit gegenüber der Gotik zuerkennen. Hier ist an die Stelle des multi-

plizierten Kleinen wieder das Einfach-Große des klassischen Altertums getreten. (Daher der Name renaissance, Wiedergeburt, den die Franzosen dem italienischen *rinascita* nachgebildet haben). Mit den Spitzbögen verschwinden zugleich die vielfach gegliederten Pfeiler; die Säule kommt wieder zu Ehren, die horizontale Lage der Last tritt uns im flachen Dach entgegen. Auf hohe durchbrochene Türme wird kein Wert gelegt, die Kuppel aber wird für große Kirchen zur Regel.

Ihren Haupttriumph aber feiert die Renaissance im Palastbau. Da werden die Höfe rings mit offenen Säulenhallen umzogen, die sich dann in den oberen Stockwerken wiederholen. Die Stockwerke werden durch die horizontalen Gesimse scharf geschieden; der schwere dorische Stil kommt unten, der jonische in der Mitte, der korinthische oben zur Anwendung. Auch Fenster und Portale werden durch antike Säulen und das entsprechende Gebälk eingerahmt. Dem Licht wird überall der reichste Eingang in die weiten offenen Räume gestattet, damit der Schmuck der Wände, mag er dekorativer oder malerischer Art sein, in vollem Glanz hervortrete. Und nicht nur das, das Licht entfaltet der Architektur gegenüber eine besonders erfreuliche Seite, wenn es ihre schöne rhythmische Gliederung aufweist, und zugleich im Spiel mit der Oberfläche des undurchsichtigen Steins, der es hier aufnimmt, dort zurückstrahlt, seine eigene Natur und die des Materials offenbar macht. —

Die Baukunst zieht den Stein, die starre und schwere Materie, in den Dienst des Schönen. Einen gewissen Gegensatz zu diesem bildet das Wasser. Es folgt zwar auch dem Gesetz der Schwere, ist aber in seiner leichten

Verschiebbarkeit, seiner Gleichgültigkeit gegen die Form, seiner Durchsichtigkeit, vom Stein sehr verschieden. Besonders zeigt es sich auch der Einwirkung des Lichts gegenüber sehr viel beweglicher und lebendiger. Daher ist's ein recht glücklicher Gedanke, die Architektur mit der Hydrotechnik zu vereinigen und damit dem Licht Gelegenheit zu bieten, seine Natur zugleich an der starren und an der flüssigen Materie kundzugeben. Welche prächtigen Wirkungen dadurch erzielt werden, zeigt die Alhambra mit ihrem Löwenbrunnen inmitten der reizendsten Arkaden von strahlendem weißem Marmor. Auch der Petersplatz würde ohne Madernas gewaltige Springbrunnen nicht zu den schönsten Plätzen der Welt gerechnet werden können. Den anziehendsten Schmuck unserer alten und neuen Städte bilden nicht selten die öffentlichen Brunnen, die aufs originellste mit Werken der Architektur in den verschiedensten Stilarten verbunden sind.

Friedrich Schlegel hat die Architektur eine gefrorene Musik genannt; Goethe eine verstummte Tonkunst. Richtig ist an dieser oft wiederholten Vergleichung nur, daß dem Rhythmus in der Musik, der Teilung in gleiche, einander entsprechende Teile, die Symmetrie in der Architektur entspricht; im übrigen sind die beiden Künste nach ihrem innern Wesen wie nach der Art ihres Ausdrucks himmelweit verschieden. Lessing würde über den Vergleich nicht anders geurteilt haben, als über die blendende Antithese des griechischen Voltaire, der die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei nannte.

B. Die Skulptur.

Die Skulptur zieht dasselbe Material in ihren Dienst wie die Architektur, Holz, Stein, Metall, aber sie hat eine ungleich schwerere Aufgabe. Denn die Architektur verlangt vom Material nichts, das ihm fremd wäre; es soll in jeder Lage nur die ihm wesentlichen Eigenschaften, Schwere und Starrheit, hervorkehren. Die Skulptur aber will den unorganischen Stoff zwingen, organisches Leben wiederzugeben. Den Lebensprozeß selbst, der in fortwährendem Aneignen, Bilden und Ausstoßen besteht und sich als ununterbrochene Bewegung äußert, kann man im toten Material nicht nachbilden. Es kann sich nur darum handeln, ausgeprägte, zur Charakteristik des organischen Lebens besonders geeignete Formen durch Umbildung des unorganischen Materials dauernd festzuhalten. Wie viele Schwierigkeiten treten aber da dem Bildhauer entgegen!

Die Pflanze, um mit den niederen Gestaltungen des organischen Lebens zu beginnen, wurzelt in der Erde und kündigt in den sichtbaren Teilen ihr Leben zumeist durch die Farbe an. Als plastisches Kunstwerk würde sie von der Erde abgelöst und damit unnatürlich erscheinen. Die Farbe vollends wird von der Skulptur nur gelegentlich als untergeordnetes Hilfsmittel angewendet. Daher tritt die Nachbildung der Pflanzenwelt in der Skulptur sehr zurück; nur in der Architektur hat sie als Schmuck der Säule, Kreuzblume, zur Belebung der Gewölberippen usw. Bedeutung erlangt; auch im Reliefbild, das sich mehr der Malerei nähert, findet sie eine Stelle.

Unter den Tieren kommen für die Skulptur zumeist Pferd, Löwe und Adler in Betracht. Sollen diese Tiere

in Stein oder Erz so dargestellt werden, daß der Anblick den Menschen dauernd erfreut, so muß sich dem Künstler über der Betrachtung der einzelnen Exemplare der Charakter der Gattung offenbart haben. Das künstlerische Genie entdeckt den Grundtypus dieser edlen Tiere, die letzte Absicht der schaffenden Natur, die in einem einzelnen Exemplar nie in dieser harmonischen Vollendung zutage tritt. Gelingt es ihm, dieser typischen Form in der ganzen Stellung und der Haltung der einzelnen Teile den Ausdruck des vollen Lebens zu geben, so jubelt ihm jeder Kenner zu, wenn er auch in Wirklichkeit nie ein gleiches angetroffen.

So steht Onkel Bräsigg, der sich als Inspektor sehr wohl auf Pferde versteht, bewundernd vor dem Schlüterschen Reiterbild des Großen Kurfürsten: „Das ist's, der tut's! Diese runden Knochen und das glatte Kreuz! Nichts von Spat und Hasenhack! Der könnt' unser olles mecklenburgisches Blut noch mal auffrischen“ usw.

Thorwaldsens Luzerner Löwe steht schon durch seine kolossale Größe hoch über der Natur; doch stimmt der aus dem Felsen gehauene Wüstenkönig in seinen grandiosen Formen so wunderbar mit der Umgebung, der Ausdruck furchtbaren Schmerzes tritt namentlich im Kopf, der an Laokoon erinnert, so tief ergreifend und doch nicht unschön hervor, daß die Wirkung auf den unbefangenen Zuschauer nicht ausbleibt.

Myrons säugende Kuh hat Jahrhunderte hindurch die Betrachter gefesselt, den Dichtern Veranlassung zu zahlreichen Epigrammen geboten und zuletzt noch in der dürftigen Abbildung auf einer Münze von Dyrhachion den alten Goethe zu einer sinnigen Betrachtung ange-

regt. Wir sehen in ihr nicht nur eine brüllende Kuh, die ihr Kalb säugt; es ist uns damit zugleich „das die Welt erhaltende, durch die ganze Natur gehende ernährende Prinzip in einem schönen Gleichnis vor Augen gestellt“; Goethe möchte solche Bilder die wahren Symbole der Allgegenwart Gottes nennen.

In der ästhetischen Auffassung und Wiedergabe der Tierwelt stehen unsere heutigen Bildhauer über den alten. Sie haben sich tiefer in das Wesen der Pferde, Löwen, Adler, Hirsche usw. versenkt und geben sie schöner wieder. Unerreicht aber bleiben die klassischen Völker in der Nachbildung der menschlichen Gestalt. Von Natur schöne Menschen, sahen die Griechen in der Schönheit des Körpers eines der höchsten Erdengüter und waren deshalb von Jugend auf um ihre Ausbildung bemüht. Ihre Götter und Heroen konnten sie sich nur in idealer Menschengestalt denken und so vereinte ihre Kunst die religiöse Erhebung mit der natürlichen Freude am Schönen. Bei großen Nationalfesten, wie zu Olympia, wurde die Blüte jugendlicher und männlicher Schönheit der Gottheit zur Schau gestellt und einen Preis konnte nur erringen, wer den Körper am besten ausgebildet hatte. Nicht nur bei solchen Festen, sondern täglich fand der Künstler Gelegenheit, menschliche Schönheit, wenig oder gar nicht verhüllt, und in jedem Lebensalter, zu sehen; auch der weibliche Körper wurde durch die Gewandung nicht verunstaltet. Studium war der lebendige Körper; nicht, wie bei den Ägyptern, der tote. So konnte der griechische Künstler den Normaltypus der menschlichen Schönheit herausfinden und Musterbilder für alle Zeiten aufstellen.

Selbstverständlich wurden auch die Griechen nicht

als Meister geboren; sie waren Schüler, ehe sie die Lehrer der Menschheit wurden, und auch die griechische Skulptur hat ihre Geschichte. Es ist Winckelmanns unsterbliches Verdienst, aus wenigen Andeutungen der alten Schriftsteller und den unvollständigen, überall zerstreuten Resten der alten Skulpturwerke die Entwicklung der Bildhauerei im klassischen Altertum abgeleitet zu haben. So viel seither auch gerade auf diesem Gebiet geleistet wurde und besonders jetzt geleistet wird, die Fundamente der klassischen Kunstgeschichte sind ein für allemal von Winckelmann gelegt worden. Seither steht es auch unwandelbar fest, daß die griechische Skulptur nicht bloß den Charakter der menschlichen Gattung in seinen typischen Formen am besten wiedergegeben, sondern ihm auch je mehr und mehr ein individuelles Gepräge verliehen hat, wie es sich für die Nachbildung organischer Wesen ziemt, die, je höher hinauf, um so mehr Eigenart zeigen. Anders stellt sich die männliche Schönheit in Zeus und Apollo, anders die weibliche in Here und Aphrodite dar. Andere Götterideale werden zur Zeit der Perserkönige, andere in der Diadochenzeit bevorzugt. Aber immer zeigen sie das Bild aufsteigender Lebensfülle, vereinen mit der vollendeten Form die Anmut in der Stellung und mit dem Typischen das Charakteristische. Die neuere Skulptur bringt es nur dann zu wahrhaft erfreulichen Leistungen, wenn sie bei der alten in die Schule geht und als ihren Hauptzweck ansieht, die Schönheit der menschlichen Gestalt in individueller Verkörperung vor Augen zu stellen.

Wie indessen der Architekt neben den allgemeinen Gesetzen der schönen Kunst die besondere Bestimmung

des Gebäudes berücksichtigen muß, so hat auch die bildende Kunst neben ihrer großen Aufgabe zuweilen noch kleine zu lösen. Eine Statue kann im Dienst der Architektur als Stütze einer Last benutzt werden (Karyatide, oder wenn sie ein korbartiges Kapital trägt, Kanephor). Soll ein der Anschauung fern liegender Begriff, wie Krieg und Friede, Frühling, deutsches Vaterland, durch die Skulptur verkörpert werden (Allegorie), so wird man allerlei symbolischen Schmuck anbringen, über dessen Bedeutung man übereingekommen ist (konventionell). Handelt es sich um die Darstellung einer bestimmten geschichtlichen Persönlichkeit, so mag der Künstler das Charakteristische in den Gesichtszügen, der Haltung, dem Kostüm der Zeit immerhin berücksichtigen, wofern nur die Hauptaufgabe darunter nicht leidet. Ein reicher, sich der menschlichen Gestalt aufs beste anschmiegender Faltenwurf ist von den Alten ebenso zu lernen, wie die Verbindung des Idealen mit dem Charakteristischen. Will man eines der höheren Tiere dem Menschen beigesellen, warum nicht! Nur muß es dann nach dem biblischen Ausdruck zum Schemel seiner Füße gemacht werden. —

Als Material für die Werke der Skulptur mag wohl zuerst Holz verwandt sein, weil es sich am leichtesten verarbeiten ließ. Auch jetzt wird es noch vielfach gebraucht, nicht nur zu ornamentalem Schmuck im Anschluß an die Architektur, sondern auch zu Vollbildern, namentlich weicher, zierlicher Art. Doch stört bei genauerer Betrachtung nicht selten die faserige Textur. Auch verlieren die Formen im Lauf der Zeit an Schärfe und die Farbe dunkelt nach. — Tonerde ist im feuchten

Zustand ungemein bildsam und deshalb zum Modellieren sehr geeignet. Aber über dem Trocknen oder Brennen gehen die Feinheiten leicht verloren und die ausgeprägte Färbung hat etwas Unlebendiges. — Phidias schuf die Athene Parthenos und den olympischen Zeus aus Gold und Elfenbein. Der hölzerne Kern dieser kolossalen Gebilde wurde für die sichtbaren nackten Teile mit Elfenbeinplatten, für Gewandung und Haar mit Gold bekleidet. Obwohl der Zeus zu Olympia achthundert Jahre lang als das erhabenste Werk griechischer Kunst verehrt wurde, ist man von den Chryselephantinen ganz zurückgekommen. Einmal ist das Material zu kostspielig, dann empfiehlt sich auch das Elfenbein zu größeren Werken deshalb nicht, weil sein Glanz etwas Wachsartiges, Totes hat. — Der metallische Glanz des Goldes und Silbers hindert ebenso die reine Wirkung, während sich anderseits die edlen Metalle durch Dauerhaftigkeit und Schmiegsamkeit auszeichnen. — Die menschliche Gestalt in ihrer Anmut wiederzugeben, ist der weiße Marmor am geeignetsten, dessen Kern die poröse Natur der menschlichen Haut aufs schönste andeutet und weit lebensvoller erscheint als Gips und Ton. Für heroische Bildwerke in kühnen Stellungen, Reiterstatuen und dergleichen, ist, namentlich wenn sie im Freien stehen, Erz das vorzüglichste Material. Der anfangs störende Goldglanz weicht in Wind und Wetter bald dem grünen Rost (Patina), der den ehernen Helden schmückt wie das Moos die Eiche.

Als Übergang von der Skulptur zur Malerei kann das Relief angesehen werden (von *relevare*, erheben, ital. *rilievo*). Hier treten die Gestalten aus einer ebenen

Fläche mehr oder weniger hervor. Erhebt sich die Darstellung nur wenig über den Grund, so entsteht das Basrelief (Flachrelief). Im Hautrelief (Hochrelief) sind die Körper bis zur Hälfte oder auch mehr aus der Fläche herausgearbeitet. Das Material ist das gleiche wie in der Skulptur, Marmor und Erz, Elfenbein und edle Metalle. Meister sind auch in diesem Zweige der Kunst die Griechen. Für das Basrelief kann der Parthenonfries als Musterbeispiel gelten, dessen schönste Stücke im Britischen Museum zu finden sind. Hier ragen die Figuren bis zu fünf Zentimetern aus der Fläche hervor. Das kolossalste Hochrelief aber ist das des Pergamenschen Altars (in Berlin), dessen hundertvierzig Gestalten bis zu voller Körperlichkeit (fünfzig Zentimeter) herausgearbeitet sind. Die olympische Festfreude dort und die äußerste Anspannung aller Kräfte im Gigantenkampf hier sind für Anfang und Ausgang der klassischen Skulptur gleich bezeichnend.

C. Die Malerei.

Der Bildhauer gibt die ausgeprägte schöne Körperform nach ihren drei Dimensionen wieder, wie sie sich dem Auge sowohl als dem Tastorgan darstellt. Der Maler bringt in Zeichnung und Farbe auf eine Fläche, was das Auge von einer bestimmten Seite als Oberfläche der Dinge wahrnimmt. Wie nun das Auge sehr viel weiter reicht als der Tastsinn, so ist auch das Gebiet der Malerei ein sehr viel größeres als das der Skulptur. Seit die Gesetze der Linearperspektive erkannt sind, wonach sich alles, was links und rechts von dem graden Blick liegt, nach dessen Linie hin zusammenzieht, läßt

sich alles malen, was das Auge erblickt. Obwohl auf zwei Dimensionen beschränkt, erweckt die Malerei Vorstellungen von einer Mehrheit zusammengehöriger, nach allen drei Dimensionen sich ausdehnenden Körper, die in lebendiger Beziehung zueinander stehen. Die bunte Blütenwelt des Frühlings und das welkende Laub des Herbstes, das Spiel des Lichts mit Wolken und Wasser, das unermeßliche Meer und die himmelanstrebenden Alpen, der seelenvolle Blick des menschlichen Auges und der momentane Ausdruck der Stimmung in Antlitz und Haltung, kurz die ganze Erscheinungswelt läßt sich auf einem Stück Leinwand von wenigen Quadratfuß mit Stift und Farbe wiedergeben.

Aber die treue Wiedergabe des Angeschauten nach den Gesetzen unseres Sehvermögens macht noch nicht den Künstler aus; sie ist auch handwerksmäßig zu erlernen. Der Künstler muß die Absicht der schöpferischen Natur erkennen; „er muß malen, wie sich die plastische Natur das Bild dachte, ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht; ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft.“¹⁾ Der künstlerische Genius zeigt dem Maler den idealen Gehalt des Angeschauten und diesen sucht er in Farben festzuhalten.

In der unorganischen Welt müssen, im Bilde wie in der Natur, Erde und Wasser, Licht und Luft, ihr Wesen offenbaren, um auf den Betrachtenden ästhetisch zu wirken. — Frucht- und Blumenstücke werden den Liebhaber der Pflanzenwelt erfreuen, wenn das Charakteristische der Pflanze, der Farbenschmelz

¹⁾ Emilia Galotti, I, 4.

der Blüte, mit vollem Verständnis wiedergegeben und in der Zusammenstellung natürlicher Geschmack bewiesen ist. — Durch die Beifügung eines Gegenstandes, der an den Menschen erinnert, wird das Frucht- und Blumenstück zum Stilleben; eine Vase, ein Stengelglas, ein toter Hummer, ein geschossener Hase usw. sind dazu ausreichend.

Ein Landschaftsbild wird nicht dadurch zum Kunstwerk, daß es ein Stückchen Erdoberfläche mit photographischer Treue wiedergibt. Vielmehr bietet die angeschaute Landschaft dem Maler nur den Körper zum Bilde, die Seele legt er hinein. Kein Bild ist in der Natur genau so zu finden, wie es der Künstler aufgefaßt und wiedergegeben hat. Nicht der natürliche Blick, sondern das sonnenklare Auge Claude Lorrains hat paradiesische Landschaften entdeckt, die in ewigem Sonntagmorgenglanz strahlen und alle Spuren des mühseligen Erdenlebens hinter sich gelassen haben. Der Judenkirchhof, dem Ruysdael die Anregung zu seinem Meisterwerk verdankte, war vermutlich ebenso unschön wie andere holländische Judenkirchhöfe. Nun aber wirkt im Bilde diese Todesstätte tief ergreifend mit den weißen Grabsteinen und dem verwitterten Gemäuer, durch die der Waldbach dahin rauscht, während ein verdorrter Baumstamm gespenstisch seine Äste darüber ausbreitet. Weiter zurück schließt frischer Baumschlag die Aussicht. Am Himmel ziehen düstre Gewitterwolken davon, Sonnenstrahlen brechen durch die Finsternis und im Regenbogen ist das Zeichen der Versöhnung aufgerichtet. Wirkt das alles an sich schon auf den Betrachter tief ergreifend, so wird es für den Gebildeten zugleich zum

aufgeschlagenen Buch der Geschichte eines merkwürdigen Volkes. Die stimmungsvolle Landschaft ist daneben ein bedeutendes allegorisches und historisches Gemälde.

Wie mit der Landschaft, ist's auch mit der Tiermalerei. Der Maler muß sich in die Seelen der Tiere hineindenken und hineinempfinden, um den inneren Charakter in der äußeren Hülle mit voller Wahrheit durchblicken zu lassen.¹⁾ Mögen es nun die gewaltigen Raubtiere sein, die Könige der Wälder, wie Löwen und Tiger, oder die frommen grasfressenden Geschöpfe, wie Schafe, Kühe und dergl., der Nachbildner muß ihren Zustand mitfühlen und er wird sich daher auch am besten an die Tiere halten, die ihm sympathisch sind. Zu unterscheiden ist indessen die echte Tiermalerei eines Potter, Roos u. a., die aus der reinen Freude an den Vierfüßlern hervorgeht, von der symbolischen, der das Tier nur ein Bild des Menschen ist. Für die letzte kommt es auf vollendete Naturtreue nicht so sehr an und sie wirkt daher in der Zeichnung besser als in Farbe. Die Tiere behalten zwar ihren natürlichen Körper, aber in Gebärde, Gesichtsausdruck, Stellung, hier und da auch in der Kleidung, sind sie den Menschen so nahe gebracht, als es für die Fabel oder das satirische Epos wünschenswert erscheint. W. Kaulbachs Illustrationen zu Goethes Reinecke Fuchs geben dafür das klassische Vorbild.

Die höchste Aufgabe stellt der Malerei wie der Kunst überhaupt die Nachbildung des Menschen. Hier hat die Porträtmalerei vor der Skulptur die Wiedergabe des Blicks, der Fleischfarbe, der augenblicklichen Beleuchtung u. a. voraus; sie gibt nicht bloß die bleibenden

¹⁾ Goethe, Eckermanns Gespräche. 26. 2. 1824.

Formen, sondern das momentane Leben wieder. Sie muß es aber so wiedergeben, daß der besondere Charakter des Originals dem Beschauer in voller Wahrheit entgegentritt. Das Original ist sich selber nicht immer ähnlich; der Künstler muß es studieren, er muß auch die angeborene Gabe haben, mit feinem Blick das Bleibende „in der Erscheinungen Flucht“ zu erkennen und festzuhalten. Das verlohnt sich längst nicht bei allen Menschen; der tüchtige Porträtmaler wird daher, wenn es ihm um seine Kunst, nicht ums Verdienen zu tun ist, unter den Originalen eine sorgfältige Auswahl treffen und nur wiedergeben, was irgendwie die Eigentümlichkeit, Schönheit oder Bedeutung der Menschheit ausprägt. Ist's ihm nur um die Ähnlichkeit zu tun, so würdigt er die Kunst zum Handwerk herab und mag zusehen, daß er nicht hinter dem Photographen zurückbleibt. Es ist für jede schöne Kunst ein Unglück, wenn sie nach Brot geht. Conti zählt es zu den höchsten Glückseligkeiten seines Lebens, daß ihm Emilia Galotti gesessen, sie ist die Verkörperung der weiblichen Schönheit. Und der Prinz vergißt über dem Betrachten sich selbst und den Maler; seine Seele ist ganz in seinen Augen. Aber auf das Porträt der Orsina mag Conti alle seine Kunst verwenden, es befriedigt weder ihn noch den Betrachter. (Emilia Galotti I, 4).

Weniger beschränkt in der Auswahl ist der Genremaler. Denn ihm bleibt nichts fremd, was zu den wesentlichen Erscheinungen des menschlichen Lebens gehört. Das Getriebe der Bürger und Bauern in den Bildern eines Ostade, Teniers und Franz Hals hat schon dadurch Wert, daß mit voller Naturtreue die

derbe Sinnlichkeit und Urwüchsigkeit eines kräftigen Volksstammes wiedergegeben ist. Die Bilder zeigen aufs beste, was Freud' und Leid einer großen Klasse von Menschen ausmacht, und man läßt sich am Ende auch das Häßliche gefallen, wenn es mit so viel Humor und Treuherzigkeit vorgetragen wird.

Man pflegt die Historienmalerei über das Genre zu stellen. Und wie sollten wir nicht ein Bild, das einen großen, weltgeschichtlichen Moment in seiner vollen Bedeutung festhält und zur Anschauung bringt, der Wieder- gabe einer alltäglichen Szene aus dem häuslichen Leben vorziehen! Was aber solche Momente zu weltbewegenden macht, kann nur der verstehen, der ihre Ursachen und ihre Folgen kennt. Und nicht nur die Kenntnis der Tatsachen, auch eine mehr oder minder deutliche Vorstellung der Hauptpersonen muß bei einem Geschichtsbild vorausgesetzt werden. Wenn das nicht vorhanden ist, wenn das Bild einer weitläufigen Erklärung bedarf, wenn zu den geschichtlichen Persönlichkeiten noch allegorische Figuren hinzutreten, dient die Historienmalerei nur den Gelehrten, nicht dem Volk. Da indessen die Deutschen mehr zum Lernen als zum Sehen geschult werden und mit den Ohren sehen (nach einem Wort von P. Meyerheim), ist auch unsere historische Malerei vielfach auf solche Abwege geraten. Mit den Ohren Bilder besehen, bleibt jedoch ein mangelhafter Kunstgenuß.

Es sind im Grunde nur zwei Gebiete, die der Historienmaler als allgemein bekannt voraussetzen darf, die Grundlagen der vaterländischen und der Religionsgeschichte. Karl der Große und Friedrich Barbarossa, der Alte Fritz und Wilhelm I. sind mit ihren Paladinen volkstümlich

genug, um auch im Bilde verstanden zu werden. Zur Geschichte gehört die Sagen- und Märchenwelt, die schon ihres poetischen Zaubers wegen dem bildenden Künstler ein willkommenes Material bietet. Ihre Blüte aber erreicht die Malerei in der religiösen Kunst. Hat der Grieche auf diesem Gebiet in der Skulptur die höchsten Ideale geschaffen, so feiert das Christentum in der religiösen Malerei seinen höchsten künstlerischen Triumph. In Raphaels Madonnen z. B. ist der Formenadel der antiken Kunst mit der seelenvollen Gemütsiefe der christlichen Mystik vereint. „Der Mutter Urbild, Königin der Frauen“ nennt Goethe die Sixtinische Madonna. Nie ist das selige und doch so ernst auf die Zukunft gerichtete Glück der Mutterfreude hinreißender dargestellt worden als in dieser so mädchenhaften und zugleich so majestätisch in goldenem Dämmerlicht heranschwebenden, von Engelköpfen umgebenen Madonna. Der herrliche Jesusknabe mit den großen Augen, die Engel zu den Füßen, die Heiligen auf beiden Seiten, sie leben alle im Friedensreich der reinen Anschauung, der Wille mit seinen Sorgen und Leiden berührt sie nicht und sie geben dem Betrachter Kunde von jenen seligen Augenblicken, wie sie Novalis besingt:

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht
Und ein unennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüte steht.

IV.

Die transitorischen Künste.

A. Musik und Tanz.

Licht und Farbe, durch die sich die Werke der bildenden Künste dem Auge zu erkennen geben, haften an der Außenseite der Körper. Der Schall, durch den die Musik auf den Gehörsinn wirkt, wird durch die Erschütterung des inneren Gefüges der Körperwelt hervorgebracht. Ist in der Zeitdauer der Schälle und der Pausen zwischen ihnen Regelmäßigkeit, so üben die Schallwellen, die in gleicher Ordnung zum Gehör dringen, eine angenehme Wirkung. Sie entsprechen der regelmäßigen Bewegung des Herzens, der Eingeweide. An sich indifferente Geräusche, wie das Stampfen der Füße, der Trommelschlag, können durch den scharf hervortretenden Takt zu einer Lustempfindung werden; die gleichmäßige Bewegung erzeugt in dem Lebendigen, das sie vernimmt, eine gleiche. Selbst auf höhere Tiere, z. B. Pferde, übt der Takt seine Wirkung. Damit sie recht kräftig hervortrete, muß zu der Regelmäßigkeit in der Dauer der Töne auch noch eine feste Folge von stärkeren und schwächeren Schällen hinzukommen. Der Takt hat nicht nur in der Rhythmik, sondern auch in der Dynamik seine Bedeutung.

Die Höhe des Tones kommt beim Takt nicht in Betracht; sie ist beim Trommelschlag immer die gleiche. Die Melodie dagegen beruht auf einer dem Ohr recht gefälligen Folge von hohen und tiefen Tönen. Das Wesen der Melodie ist ein wiederholtes Abweichen vom Grundton und die endliche Rückkehr zu ihm. Der Gesang

einiger Vögel, der einstimmige Choral üben ihre Wirkung zumeist durch die Melodie. Höhe und Tiefe des Tones hängen von der größeren oder geringeren Anzahl der Schwingungen in einer Zeiteinheit ab.

Ein dritter Bestandteil der Musik neben Takt und Melodie ist die Harmonie. Sie entsteht dadurch, daß mehrere zusammengehörige Töne gleichzeitig zum Ohr dringen. Die Zusammengehörigkeit hängt mit dem Verhältnis der Schwingungszahlen zusammen. Hat z. B. der zweite Ton, der gleichzeitig mit dem ersten erklingt, die doppelte Schwingungszahl desselben, so fallen beide für das Gehör in einen zusammen, sie verschärfen und verstärken sich gegenseitig. Für die zwischen den Oktaven liegenden Abstufungen gilt das Gesetz, daß sie um so mehr harmonieren und damit eine angenehme Empfindung hervorbringen, je öfter die Schwingungszahlen zusammentreffen. Die Töne der Aeolsharfe, deren Saiten alle gleichgestimmt sind, harmonieren sämtlich untereinander; da aber der Wind die Saiten in Bewegung setzt, so fehlen Takt und Melodie. Erst wenn Takt, Melodie und Harmonie zusammenwirken, erreicht die Musik ihren Höhepunkt.¹⁾

Die an sich schon unübersehbare Mannigfaltigkeit der Tonwelt wird noch vermehrt durch die Klangfarbe der verschiedenen musikalischen Instrumente. Keine Kunst verfügt über so reiche Ausdrucksmittel wie die Musik. Keine ist daher auch besser geeignet, der bunten Fülle menschlicher Empfindungen Ausdruck zu geben.

¹⁾ Vergleiche das Eleusische Fest, Strophe 22: Aber aus den goldnen Saiten Lockt Apoll die Harmonie, Und das holde Maß der Zeiten Und die Macht der Melodie.

Schon an sich drücken Töne die Bewegung des Innern, das gehemmte oder geförderte Lebensgefühl, nachdrücklicher und ergreifender aus als Gebärden und Blicke. Die Musik hat diese natürliche Eigenschaft der Töne ergriffen, den menschlichen Empfindungen eine Sprache zu geben, die, ohne sich an das Denkvermögen zu wenden, vielseitig und verständlich Lust und Leid des Lebens wiedergibt.

Kurze Sätze ohne weite Abirrungen vom Grundton entsprechen dem schnellen Übergang von der Begierde zum Genuß, der niedern Lebensfreude. In den langsamem Gängen, die erst nach schmerzlichen Dissonanzen den Rückweg finden, kommt die Sehnsucht nach einem fernen Ziel, die Sorge, die der Gegenwart nicht froh werden kann, zum Ausdruck. Die himmelhoch jauchzende und zum Tode betrübte liebende Seele findet den Naturlaut der Leidenschaft in der Tonwelt verklärt. Orgelton und Glockenklang reden zu dem empfindlichen Gemüt oft nachdrücklicher als eine Predigt. (Vergleiche Schäfers Sonntagslied von Uhland und Faust I. Teil, Szene im Dom: Mir ist, als ob die Orgel mir den Atem versetzte). Indessen ist die Wirkung der Instrumentalmusik je nach der Gemütsstimmung und Lebenserfahrung der Hörer eine höchst verschiedene; erst wenn die menschliche Stimme und damit die Sprache dazu kommt, erhält sie eine bestimmte Richtung. Was sie ohne diese vermag, zeigen am glänzendsten die Symphonieen Beethovens, der die Mittel und Formen dieser Kunst am weitesten ausgedehnt hat. Aber in der neunten Symphonie rief auch er die Menschenstimme wieder zu Hilfe, überzeugt, daß sie allein der lebensprühenden und be-

rauschenden, aber immer doch unbegriffenen Instrumentalmusik bewußten Geist verleihen könne. Im Gesang gibt das Wort, der Text, das Besondere, das Bestimmte, den einzelnen Fall. Das wird nun durch die Melodie jedem ans Herz gelegt, es wird in die Sprache des Gefühls übertragen und im Liede stellen sich Ton und Wort als eine organische Einheit dar. Goethe verlangt, daß man seine Lieder nicht lese, sondern singe, um sie sich zu eigen zu machen. Sein Komponist Zelter aber erzählt, wie er zu den Melodien gekommen. „Zuvor suche ich in den Wortverstand einzudringen und mir die Situation des Gedichts lebendig zu machen. Ich lese es mir dann laut vor, bis ich es auswendig weiß und so, indem ich es mir immer einmal wieder rezitiere, kommt die Melodie von selber.“ (Eckermann, Gespräche mit Goethe. 4. Dezember 1823).

Die reine Instrumentalmusik für die nicht in das begriffliche Denken aufgenommene Gefühlswelt und der lyrische Gesang als Ausdruck der begriffenen Empfindung in Tönen sind die naturgemäßen Grundformen der Musik. Die Versuche, der Instrumentalmusik begriffliche Bestimmtheit zu geben, führen zur sogenannten Programmmusik, bei welcher die begedruckten Programme ebenso wirken, wie die Spruchzettel, die den Figuren auf mittelalterlichen Gemälden aus dem Munde hängen. Meint man dem lyrischen Gesang durch Läufer, Kadenzten, Koloraturen und dergleichen einen höheren musikalischen Wert geben zu können, so urteilt das gesunde Gefühl darüber wie Mephistopheles vom Gesang der Sirenen:

Das sind die saubern Neuigkeiten,
Wo aus der Kehle, von den Saiten
Ein Ton sich um den andern flieht.
Das Trällern ist bei mir verloren;
Es krabbelt mir zwar um die Ohren,
Allein zum Herzen dringt es nicht.

(Faust II. Klassische Walpurgisnacht.)

Mit der Musik hängt der Tanz zusammen. Ist er doch nichts anderes als die Übertragung des Taktes, des Rhythmus usw. auf die beweglichen Teile des menschlichen Körpers. Unsere heutigen Unterhaltungstänze haben allerdings mit der Ästhetik wenig zu tun, da sie weit mehr dem geselligen Vergnügen als dem Dienst des Schönen gelten. Auch die Sprünge unserer Ballettänzerinnen dürfen nicht gerade unter die schönen Künste gerechnet werden. Vielmehr haben wir an die „schön geschlungenen seelenvollen Tänze um der Götter prangenden Altar“ zu denken, von denen Schiller spricht, oder an den Reigen der phäakischen Jungfrauen, zu dem die blühende Fürstin Nausikaa den Gesang anstimmt, „so wie Artemis herrlich einhergeht, froh des Geschosses“. In der Tat hatten die Griechen die Kunst des Tanzes (Orchestik) in einer Weise ausgebildet, die der Höhe ihrer Schauspielkunst und Plastik entsprach. Sie tanzten nicht, wie es bei uns vielfach geschieht, bloß mit den Füßen, sondern mit dem ganzen Körper; auch das Spiel der Arme und Hände, sogar der Gesichtsausdruck richtete sich nach der Stimmung der Musik. Vor allem, sie tanzten weniger zum eigenen Vergnügen, als zur Freude für die Zuschauer. Und so konnte bei ihnen, wie bei den Juden und anderen asiatischen Völkern, der Tanz unter die religiösen Zeremonien aufge-

nommen werden. In Sparta kam die Freude an gymnastischer Gewandtheit in den von frischer Lebenskraft erfüllten Tanzweisen der Gymnopädien auf ihren Höhepunkt; in Athen gingen die schwesterlichen Künste der Musik, Poesie und des Tanzes in den Chorgesängen der Tragödie einen seelenvollen Bund ein, von dessen Schönheit uns die allein erhaltenen Texte allerdings nur eine schwache Vorstellung geben. Schillers Versuch, den antiken Chor auf die deutsche Bühne zu bringen, hat den gewünschten Erfolg nicht gehabt, so prächtig auch Rhythmus und Sprache in den Chorliedern der Braut von Messina erklingen.

B. Poesie und Mimik.

Töne mannigfacher Art, durch Takt, Melodie und Harmonie verbunden, sind das Material, durch welches die Musik auf den Sinn für das Schöne wirkt. Das einzige Material der Poesie ist die menschliche Sprache; durch sie den Schönheitssinn zu erfreuen, ist die Kunst des Dichters.

Der Mensch liebt eine gewisse Stetigkeit in den Tönen der Musik wie in der Rede; sie entspricht dort wie hier der Regelmäßigkeit des Herzschlages, den gleichartigen Funktionen des inneren Lebensherdes, des Ein- und Ausatmens. Es tut dem Ohr wohl, wenn zu dem flüchtigen transitorischen Element der Rede etwas Dauerndes hinzukommt. Mag das durch den Parallelismus der Glieder geschehen, wie in der hebräischen Poesie, oder durch eine regelmäßige Folge von langen und kurzen Silben, oder durch gleichzeitig wiederkehrende starke Accente, jedenfalls entspricht die gebundene

Rede der energischen rhythmischen Körperbewegung. Neben dem Rhythmus wird jetzt vorzugsweise der Reim zur Hebung der Sprache in der Poesie verwandt. Er schmeichelt dem Ohr, wie man schon daraus sieht, daß sich Kinder stundenlang am Hersagen völlig sinnloser Reime ergötzen können. Aber der ungesuchte und reine Reim erweckt auch bei den Gebildeten nicht nur ein sinnliches Wohlgefallen, sondern die unwillkürliche Vorstellung, als ob das so gut Zusammenklingende im Wesen der Sprache selbst seine Beglaubigung, seinen inneren Zusammenhang habe. So bekommt der glückliche Reim eine Art Beweiskraft für den Gedanken.

Rhythmus und Reim, in früheren Zeiten auch Assonanz (Gleichklang betonter Vokale), und Alliteration (Gleichklang der Anfangslaute der Stammsilben), sind Kunstformen für die Poesie. Was für den Vortrag durch Gesang oder durch Rezitation (Deklamation) bestimmt ist, verlangt rhythmische Behandlung. Erst seitdem an die Stelle des Epos der zum Lesen bestimmte Roman getreten ist, gibt es Dichtungen in ungebundener Rede. Aber auch diese erfordern einen wohlklingenden Satzbau mit einem gewissen rhythmischen, wenn auch unregelmäßigen Tonfall.

Nach ihrem Inhalt umfaßt die Poesie das ganze Menschenleben. „Ich empfang in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft es mir darbot: und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere

dieselben Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen.“ „Was ist da viel zu definieren! Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit es auszudrücken macht den Poeten.“¹⁾

In dem verworrenen Durcheinander des Lebens nimmt der Dichter gelegentlich Vorgänge wahr, die ihm bedeutsam erscheinen. Er bewahrt sie, befreit sie vom Zufälligen, Gleichgültigen, erweitert das Momentane dadurch, daß er's von seinen Ursachen ableitet und die Folgen hinzudenkt, macht so aus den Einzelheiten ein Ganzes und sucht dieses mit den Mitteln, die ihm die Sprache bietet, so lebendig darzustellen, daß die Hörer seine Empfindung teilen, seine Eindrücke miterleben.

Ob er dabei die Empfindung, das Erlebnis, als die seinen ausspricht oder sie durch andere aussprechen läßt — subjektive oder objektive Darstellungsweise — ist für die Wirkung und den Wert der Dichtung gleichgültig. Der Unterschied zwischen lyrischer und epischer Dichtung beruht auch nicht darauf, daß die eine Empfindungen, die andere Erzählungen gibt. Ob Goethe die Sehnsucht nach dem verschwundenen Liebesglück in persönlichen Klagen ausströmt (An den Mond), oder einem Schäfer als Klagelied in den Mund legt, oder an den letzten Trunk des Königs von Thule anschließt, die klangvollen innigen Verse, die ihre Melodie in sich tragen, wirken in einem Gedicht wie im andern. Sie geben sich als lyrische Dichtungen dadurch zu erkennen, daß sie zum Vortrag im Gesang bestimmt sind. Kann die Sprache auch nicht die Unmittelbarkeit und Innigkeit erreichen, die in der Musik zum Gefühl sprechen, tritt daher auch

¹⁾ Eckermann, Gespräche mit Goethe. 11. Juni 25.

beim Gesang der Lieder der Dichter nicht selten hinter den Tonsetzer zurück, so weiß die Poesie uns dafür in klarer Bestimmtheit anzugeben, warum wir vor Freude aufjauchzen oder in Kummer ersterben. Daß es die Sehnsucht nach dem schönen Süden, nach der Natur und Kunst Italiens ist, die Mignons Herz ganz erfüllt, kann uns nur der Dichter sagen, die Melodie aber, der Gesang, läßt uns die Glut dieser Sehnsucht doppelt mitempfinden.

So ist denn überhaupt für die Kunst, die ihr Darstellungsmittel in der Sprache hat, die Art des Vortrags das wichtigste Merkmal und der Einteilungsgrund. Nach diesem hat Aristoteles als die drei Hauptgattungen die lyrische, epische und dramatische Poesie unterschieden. Wie die lyrische für den Gesang, so ist die epische für den gehobenen Vortrag, die feierliche Rezitation, bestimmt. Im übrigen ist das Epos ebensowenig eine bloß erzählende Dichtung, als das Lied der bloße Ausdruck der Empfindung. Der epische Dichter kann sich gelegentlich ebenso lebhaft an das Gefühl wenden als der lyrische. Aber ein größeres Ganzes muß das Epos sein und die Gefühlsergüsse dürfen „das klare ruhige Widerspiegeln einer mannigfaltigen schönen Welt“ nicht überfluten. Das charakteristische Merkmal der epischen Dichtung jedoch ist der rhapsodische Vortrag. Die Kunst des Rhapsoden aber, die bei den Griechen die Freude des Fürstenmahls und in den Zeiten der Republik ein Hauptstück der nationalen Festlichkeiten war, die auch unsere Vorfahren so wert hielten, ist leider über der allgemeinen Verbreitung des Lesens aus dem öffentlichen Leben nahezu verschwunden. Das Romanlesen kann schon des-

halb keinen Ersatz dafür bieten, weil es vereinsamt, während der epische Vortrag zu den geselligsten Künsten gehörte. Wilhelm Jordan hat den dankenswerten Versuch gemacht, den Deutschen in den Zeiten eines großen nationalen Aufschwungs ein aus dem Volksmythus hervorgegangenes großes Heldengedicht (Die Nibelunge) zu geben und wo er Hörer fand, vorzutragen. Aber man kann nicht sagen, daß er den Kern des Volkes dauernd zu gewinnen gewußt habe. Es ist ihm so wenig gelungen, die epische Kunst neu zu beleben, als es Schiller vermochte, den griechischen Chor auf der deutschen Bühne einzuführen. Immerhin hat der tiefe, der modernen Gefühlswelt nahestehende Inhalt, der oft überraschend schön klingende alliterierende Vers und der kräftige, herrlich durchgebildete Vortrag den „Nibelungen“ einen weiten Kreis von Verehrern erworben.

So leben denn die klassischen Epen, Homer, Nibelungen usw. jetzt eigentlich nur noch in den Schulen fort, während die lyrische Dichtung im Lied noch allenthalben gepflegt wird und in jedem Jahr neue Blüten treibt. Auch die dritte Hauptgattung der Poesie, die dramatische, hat an Bedeutung für das öffentliche Leben im letzten Jahrhundert mehr gewonnen als verloren.

Das Drama ist wie das Epos die künstlerische Wiedergabe menschlichen Lebens in einer bedeutenden, in sich abgeschlossenen Handlung von größerem Umfang. Es verlangt zu seiner vollen Wirkung die Aufführung auf der Bühne; beim bloßen Lesen übt es eine geringere Wirkung als der Roman. Was wir als Augenzeugen miterleben, nimmt unsere Teilnahme in weit höherem Grad

in Anspruch, als was durch schriftlichen oder mündlichen Bericht zu unserer Kenntnis kommt. Wenn die handelnden Personen unsere Sympathie erwecken, wenn sie uns dann zu ihren Vertrauten machen, indem sie uns die tiefsten Geheimnisse ihres Seelenlebens enthüllen, wie sollten wir nicht an ihrem Geschick den innigsten Anteil nehmen! Ein tüchtiger Schauspieler von lebhaftem Gesichtsausdruck und Gebärdenspiel kann vieles wiedergeben, was selbst die Sprache des Dichters, geschweige die Musik, in solcher Deutlichkeit, mit so manchen Abstufungen nicht auszudrücken vermag. Lüsterheit und Verschämtheit, Schüchternheit und Verachtung, Kühnheit und Schreck, Hingebung und Gleichgültigkeit, Wut und Verzweiflung können Poesie und Musik niemals mit der Bestimmtheit und Anschaulichkeit vor die Seele bringen wie die Kunst des Mimen. Ein guter Schauspieler muß Verstand und Bildung genug haben, das Werk des Dichters zu verstehen, Phantasie, um sich in die erdichtete Situation zu versetzen, und vor allem die Gabe, der Empfindung alsbald den sprechendsten Ausdruck zu geben. Darin die rechte Gewandtheit zu erlangen, muß er die Kunst der Nachahmung in Sprache und Gebärde von Jugend auf gehabt und geübt haben. Durch gute Schauspieler kann selbst ein mittelmäßiges Stück mit solcher Lebenswahrheit ausgestattet werden, daß es uns neue Aufschlüsse gibt und dadurch erfreut, während umgekehrt auch ein klassisches Drama, von schlechten Schauspielern gegeben, alle Lebenskraft und Wirkung verliert.

Jenachdem im Drama das Leben von der heiteren oder ersten Seite dargestellt wird, unterscheidet man

Komödie und Tragödie. In der Komödie erreichen die Personen ihren Zweck; Hindernisse, Intriguen, Mißverständnisse dienen ihnen nur dazu, ihren Witz und ihre Kraft recht zu gebrauchen. Mag das Komische mehr in den Personen oder in den Situationen liegen, jedenfalls ist es die Würze des Ganzen.

Die Tragödie führt uns den Ernst des Lebens vor Augen. Das Unglück wird bald durch die eigene Schuld des tragischen Helden, bald durch einen ungewöhnlich bösen Gegner, bald durch ein verhängnisvolles Zusammenreffen von Umständen herbeigeführt. Es erscheint um so tragischer, je größer der Held ist, sei es nach seiner äußern Lebensstellung, sei es nach seiner geistigen und sittlichen Anlage. Ob er im Kampf unterliegt oder seine Gegner, jedenfalls muß sein Geschick unsere volle Teilnahme erwecken, wir müssen mit ihm leiden, für ihn fürchten und bei seinem Ausgang den Eindruck des Erhabenen mitnehmen, indem trotz aller Schrecken die Seelengröße triumphiert. —

Die Oper ist eine dramatische Dichtung, in welcher das gesungene Wort an die Stelle des gesprochenen tritt. Die Handlung und die Worte des Textes müssen mit der Musik so vollkommen übereinstimmen, daß wir in dieser Vereinigung die Muttersprache der Menschheit zu vernehmen glauben. Goethe nennt mit vollem Recht Cherubinis Wasserträger eine solche Oper, in der Handlung und Musik gleich erfreulich wirken. Auch den „Freischütz“ rechnet er zu den besten Opern. In der Regel aber bleiben die Worte eine fremde Zugabe zur Musik; diese wendet sich direkt an das Gefühl, die Worte nur auf dem Umwege des begrifflichen Denkens.

Daher sind die meisten Operntexte der musikalischen Komposition völlig untergeordnet; man singt, was zur Rede zu faden ist.

Was dagegen die Musik als Zugabe zu einem großen Drama zu leisten vermag, läßt sich aus Beethovens Egmontmusik entnehmen. Hier hilft uns der Tonsetzer, in das innerste Wesen der Charaktere einzudringen, und es spiegeln sich zugleich in der Musik alle Hauptmomente der Handlung wieder.

Richard Wagner wollte die Oper zur vollkommensten Ausgestaltung des Dramas und damit zum höchsten Ausdruck nationaler Kultur erheben. Alle Künste sollten sich die Hand reichen, um das Kunstwerk der Zukunft hervorzubringen. Den Stoff entnahm er mit Vorliebe der nationalen Sagenwelt, er dichtete sich selbst den Text und setzte die Musik, auch die des Orchesters, in die innigste Beziehung zum Wort. Besonders groß und als wirklich schöpferischen Dichter erwies er sich in bisher unbekanntem Dekorationswirkungen, wobei ihm die Technik der Gegenwart bedeutende Hilfe leistete. Im Anschluß an die lichtvollen Darstellungen Schopenhauers in seinem Hauptwerk (I § 52 und II § 38) hat er selbst die untersten Schichten des Naturlebens musikalisch wiederzugeben und damit der menschlichen Empfindung zugänglich zu machen gewußt. Und um dem Gemüt das Höchste zu bieten, versenkte er sich, namentlich im Parsifal, gleichfalls im Anschluß an Schopenhauer, in die Tiefen der religiösen und philosophischen Mystik. Seine Kunst, viel angefochten und enthusiastisch verteidigt, hat einstweilen ihren Siegeslauf noch nicht vollendet. —

Im Oratorium verzichten Dichter und Tonsetzer auf die Bühnendarstellung. Die Handlung, welche die überwiegend lyrischen Elemente verbindet, wird durch einen gesangartigen, von der Instrumentalmusik begleiteten deklamatorischen Vortrag, das Rezitativ, mitgeteilt.

Fünftes Buch.

Die Grundlage der Sittenlehre (Ethik).

Rückblick und Ausblick.

Eingeführt werden wir in die Philosophie durch einen Blick auf die erlauchten Schöpfer und Häupter dieser Wissenschaft im klassischen Altertum. Mit ihrer Hilfe suchen wir uns sodann über die intellektuellen Kräfte des Menschen zu verständigen, die in der Vernunft und Sprache ihre Blüte finden. Die Logik macht uns weiterhin mit den Gesetzen bekannt, nach welchen der Mensch die ihm eigentümliche Geisteskraft richtig verwendet. Die Empfindung für das Schöne, die sich in den Schönen Künsten ein eigenes Reich errichtet hat, wird uns in ihrer großen Bedeutung für die Erziehung des Menschen in der Ästhetik vor Augen gestellt. Nun bleibt noch die wichtige Frage zu erörtern, wie sich demnach unter Führung der Philosophie unser Leben zu gestalten habe. Die wissenschaftliche Behandlung dieser Frage nennt man die Sittenlehre oder Ethik. Die Logik wendet sich an die Vernunft, die Ästhetik an das Gefühl, die Ethik an den Willen.

Der Wille aber ist an sich nichts anderes als der unbewußte und bewußte Trieb der Selbsterhaltung. Ihn

in Schranken zu halten und auf den rechten Weg zu leiten, ist für die Religion nicht schwer, denn diese tritt dem Naturtrieb mit Berufung auf göttliche Offenbarung entgegen. Die Philosophie aber kennt keine andere Offenbarung als das Ergebnis der Forschung der Besten und Weisesten unseres Geschlechts. Sie muß also ein anderes Fundament für die Moral suchen. Sie stellt dem Selbsterhaltungstrieb den Gesellschaftstrieb gegenüber.

Der einzelne Mensch verdankt das Beste, was er ist, mag er nun ein schlichter Handwerker oder der höchste Fürst sein, der Gesellschaft, in der er lebt. Auch der begabteste würde es kaum so weit bringen als ein höheres Tier, wenn er jeder menschlichen Gemeinschaft entrissen worden wäre, bevor er sprechen konnte. Mit der Muttersprache allein schon empfängt das Kind das Ergebnis einer Geistesarbeit von unzähligen Generationen. Aber auch alle anderen Errungenschaften, die der Mensch vor dem Tiere voraus hat, sind die Früchte gemeinschaftlicher Arbeit. Da der Einzelne ohne die Gesellschaft nichts vermag, so muß er seine besonderen Triebe und Neigungen den Gesetzen des Kreises, in dem er lebt, unterordnen. Wie und in welchem Maß das geschieht, lehrt die Ethik.

I.

Die Naturtriebe.

A. Der Trieb der Selbsterhaltung und der Erhaltung der Gattung.

Unsere Persönlichkeit ist von Anfang an so eng mit unserem Körper verknüpft, daß sich die Frage als die

erste aufdrängt, wie wir uns diesem gegenüber zu verhalten haben. Antwort darauf gibt der Trieb der Selbsterhaltung, der allen lebenden Wesen eigen ist. Er macht sich auf jeder Stufe des Daseins in einer den Umständen angemessenen Weise geltend, dunkel, unbewußt, bevor sich das Selbstgefühl zum Selbstbewußtsein entwickelt hat, immer heller und bestimmter, je mehr sich der Mensch zum Individuum ausbildet.

Die Körperpflege, die aus dem Trieb der Selbsterhaltung hervorgeht, bildet in ihren Einzelheiten eine besondere Wissenschaft: in der Ethik kann es sich nur um einige allgemeine Anweisungen handeln. Gute Luft, gesunde Nahrung, Kleidung und Wohnung sind wichtige äußere Lebensbedingungen, die indessen nicht immer in unsere Hand gegeben sind. Mehr vermögen wir aus eigener Kraft für Mäßigkeit im Genuß der Nahrung, Wechsel von Bewegung und Ruhe und Reinlichkeit zu wirken.

Mit dem Genuß der Nahrungsmittel ist von Natur eine gewisse Lustempfindung verbunden. Sie wird vermindert, wenn die Nahrungsmittel stets die gleichen sind; sie hört in diesem Fall auf mit der Befriedigung des Bedürfnisses. Nun aber hat sich der Mensch aus allen Reichen der Natur zu eigen gemacht, was ihm zusagt, hat durch Verbindungen aller Art Speisen geschaffen, die seinen Gaumen noch reizen, seine Geschmacks- und Geruchsorgane angenehm erregen, wenn der Hunger gestillt ist. Dadurch wird es ihm möglich, die Freuden der Tafel nicht nur in die Länge zu ziehen, sondern auch zu einem Mittel erhöhter Geselligkeit zu machen. Um so mehr aber hat er nun auch die Pflicht,

Maß zu halten. Übersättigung, an sich schon für den Menschen erniedrigend, da sie ihn unter das Tier stellt, mindert auch das Wohlbefinden, das man zu steigern glaubt, und zieht bei steter Wiederkehr eine Menge von Übeln nach sich. (Vergl. die Strafrede des M. Porcius Cato gegen die römische Üppigkeit und „das Gastmahl des Trimalchio“).

Gefährlicher noch als die Reize der verfeinerten Speisen sind die der alkoholischen Getränke. Zwar gilt auch von diesen, daß ein mäßiger Genuß die Lebensfreude erhöht. Der Wein z. B. erwärmt das Blut, steigert das Selbstgefühl¹⁾, wirkt anregend auf die Phantasie, erschließt das Herz und führt die Menschen einander näher, indem er über kleine Bedenklichkeiten und trennende Schranken hinaushebt. (Vergl. Klopstocks Rheinwein und Zürcher See). Durch das Übermaß aber wird nicht nur für den Augenblick der Zweck verfehlt, indem sich der Genuß in Ekel verwandelt, sondern auch dauernd die Gesundheit geschädigt, der Magen verbrannt und das Nervensystem zerrüttet. Wenn die Jugend einer maßlosen Zufuhr von geistigen Getränken bedarf, um in die gewünschte erhöhte Stimmung versetzt zu werden, so ist das nichts weniger als ein Beweis geistigen Reichtums.

Manche Genußmittel, Kaffee, Tee, Tabak, sind dem modernen Menschen fast so unentbehrlich als das tägliche Brot. Sie der Menschheit zu nehmen, wäre kein Fortschritt. Aber der Weise sollte es dahin bringen, daß

¹⁾ Es reget der Wein dann jegliche Kraft auf Seines heftigen Wollens und läßt ihn die Worte der anderen Nicht vernehmen, er hört und fühlt alleine sich selber. Hermann und Dorothea IV. 293 ff.

er im Fall der Not ihren Verlust nicht als Schmerz empfände.

Kräftige Körperbewegung neben der geistigen Anstrengung, nicht nur auf dem Fechtboden, wo die Luft nicht immer die günstigste ist, sondern in der freien Natur, auf den Bergen, in den Wäldern, anfeuernde Spiele, die die Luft in alle Teile der Lunge führen, Reiten, Rudern, Schwimmen, Tanzen sollten mehr als alle aufregenden und narkotischen Genußmittel die Freude und Erholung der Jugend bilden. Als Ziel ist die volle Erwerbung der Herrschaft des Willens über den Körper ins Auge zu fassen. Der echte Musensohn muß wie Goethe von sich sagen können:

„Und nach dem Takte reget
Und nach dem Takt beweget
Sich alles an mir fort.“

Daß namentlich auch Reinlichkeit nicht nur dem Trieb der Selbsterhaltung dient, sondern als Vorstufe jeder höheren Gesittung anzusehen ist, wird in unseren Tagen wieder wie im klassischen Altertum zur allgemeinen Überzeugung. Die öffentliche Gesundheitspflege sieht eine ihrer Hauptaufgaben darin, im Sommer und Winter für Hoch und Gering die Möglichkeit erfrischender Bäder herbeizuführen. Hängt doch von einer gesunden Haut, die natürlich auch eine reine sein muß, vorzugsweise das Wohlbefinden des Körpers ab. Nichts befördert mehr jenes Gefühl frischen ungehemmten Lebens, das sich als Heiterkeit zu erkennen gibt, als kalte Waschungen und Bäder. Damit beginnt zugleich eine höhere Kultur. Indem das Kind an Reinlichkeit gewöhnt wird, wird ihm der Eintritt in die menschliche

Gesellschaft ermöglicht; der Erwachsene verliert an Würde, je mehr er die Reinlichkeit außer acht läßt.¹⁾

Wie sorgfältig man aber auch dem Trieb der Selbsterhaltung folgen möge, es liegt im Wesen des organischen Körpers, daß er trotzdem keinen dauernden Bestand hat. Die Gesellschaft lebender Zellen, die wir Organismus nennen, trägt in sich die Notwendigkeit ihrer Auflösung. Die Natur zeigt sich ebendeshalb weit besorgter um die Erhaltung der Gattung als um die der Individuen. Mag die einzelne Pflanze, das Tier immerhin sterben, wenn nur in jeder neuen Generation die Gattung verjüngt erscheint. In der Blütezeit der Individuen tritt daher der Selbsterhaltungstrieb hinter dem Bestreben zurück, die Gattung zu erhalten. Das Insekt scheut keine Mühe noch Gefahr, wenn es gilt, seine Eier dahin zu bringen, wo sie am sichersten ausgebrütet werden; manche Tiere finden den Tod, sobald sie für die Fortpflanzung der Gattung gesorgt haben. Das Streben, im eigenen Sein zu beharren, der Selbsterhaltungstrieb, findet also für die vergänglichen organischen Individuen seine notwendige Ergänzung in dem Drang, für die Erhaltung der Gattung zu sorgen. Beide Triebe zusammen kann man den Selbsterhaltungstrieb im weiteren Sinn nennen.

B. Der Trieb der Selbsterhaltung als Ursache der menschlichen Affekte.

Je höher ein organisches Wesen steht, um so stärker ist der Trieb der Selbsterhaltung. Auf jeder Stufe des

¹⁾ Die Seife ist ein Maßstab für den Wohlstand und die Kultur der Staaten. Liebig, Chem. Briefe 11.

tierischen Lebens weckt die Befriedigung dieses Triebes Behagen, die Nichtbefriedigung Unbehagen. Der Mensch aber hält, was beim Tier nur vorübergehende Erregung ist, im Gedächtnis fest, macht es zum Gegenstand des begreifenden Denkens und des bewußten Strebens. Nennen wir das bewußte Streben nach Erhaltung und Fortpflanzung unserer Individualität Begierde, die befriedigte Begierde Freude, die nicht befriedigte Schmerz, so lassen sich aus diesen Grundformen die Gemütszustände und Leidenschaften in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit ableiten.¹⁾ Was uns Freude macht, lieben wir, was uns Schmerz verursacht, ist uns verhaßt. Freude mit der Vorstellung ihrer äußeren Ursache ist Liebe; Schmerz, begleitet von dem Bewußtsein der äußeren Ursache, Abneigung, Haß. Was zufällig (per accidens) mit den Ursachen unserer Freude oder unseres Hasses verbunden ist, nimmt an den Affekten teil, die durch die wirklichen Ursachen hervorgerufen werden; es erweckt unsere Sympathie oder Antipathie, Zustände, die als mehr oder weniger grundlos nicht selten dem Gebiet des Aberglaubens angehören. Die Erwartung kommender Freude ist Hoffnung, die Erwartung kommenden Leids Furcht. Die Freunde oder Feinde der von uns Geliebten sind auch unsere Freunde oder Feinde; so entsteht Familien- und Vaterlandsliebe, Standes- und Nationalhaß. Das Unglück des Geliebten empfinden wir als eigenen Schmerz, es erweckt unser Mitleid; das Unglück des Feindes gewährt uns Behagen, Schadenfreude, sein Glück Unbehagen, Neid. Da jeder sein Dasein so viel als möglich zu erhalten und zu mehren sucht, so erregt es unser

¹⁾ Vergl. Spinozas Ethik. Buch 3.

Mißfallen, wenn andere besitzen, was wir begehren, so richtet sich der Neid überhaupt auf die Glücklicheren. Der Haß gegen diese läßt uns gering von ihnen denken, während die Liebe geneigt ist, ihren Gegenstand zu überschätzen. Wir fühlen unser eigenes Dasein in dem Maße erhöht, als wir von andern geschätzt werden; so folgt aus der Selbstliebe die Ehrliche, die ihren Triumph feiert, wenn sie in einem sicheren Selbstgefühl ruht (acquiescentia in se ipso). Was durch seinen Wert und seine Größe alle unsere Vorstellungen überragt, erweckt unsere Bewunderung; Unwert und Nichtigkeit unsere Verachtung. Die allgemeine Hochschätzung wird als Ruhm, die allgemeine Geringschätzung als Schmach empfunden.

Wie mannigfach und verschiedenartig aber auch die Affekte sein mögen, sie gehen alle aus der einen Ursache hervor, daß der Mensch im Trieb der Selbsterhaltung alles bejaht und schätzt, was nach seiner Meinung sein Dasein mehrt, allem feindlich gegenübersteht, was es mindert. Jeder sieht von Natur in sich den Mittelpunkt der Welt und verfolgt mehr oder weniger rücksichtslos seine Interessen. Nicht das goldene Zeitalter der Poeten, sondern die ungebändigte Selbstsucht des Tieres finden wir im ursprünglichen Zustand des Menschengeschlechts.

II.

Der Beginn des sittlichen Lebens.

A. Ehe und Familie.

Der Selbsterhaltungstrieb der vergänglichen Individuen findet, wie wir sahen, seine Ergänzung im Trieb zur Erhaltung der Gattung. Während auf den unteren

Stufen des organischen Lebens die Verbindung von männlichen und weiblichen Geschöpfen nur eine vorübergehende ist und ihr Ende findet, sobald sie ihren Zweck erfüllt hat, sucht der Mensch, je ausgezeichneter seine Individualität ist, um so mehr auch eine Lebensgefährtin, die er nach ihrer Besonderheit einzig für sich bestimmt glaubt. Daher das namenlose Entzücken Adams, als Gott ihm Eva zuführt: „Sieh da, die ist denn doch einmal Fleisch von meinem Fleisch, Bein von meinem Bein!“ Jeder Teil sieht im andern den vollkommensten und daher für ihn angemessensten Typus der Gattung. Der tatendurstige, vor keinem Wagnis zurückschreckende Siegfried findet in der zarten, ganz in Liebe zu ihm aufgehenden Kriemhild die Frau seines Herzens. Der Himmelsstürmer Faust liegt hingeschmolzen zu den Füßen des schlichten, frommen Bürgermädchens, dem um seine Seele bangt. Werther, der Sklave eines leidenschaftlich bewegten Herzens, das er wie ein verzogenes Kind behandelt, sucht die Ergänzung in einem weiblichen Wesen, das bei aller Tiefe des Gefühls ganz Maß und Sitte und ruhige Sicherheit ist. „Siehe da, ein Gott stärker als ich, der da kommt über mich zu herrschen!“ ruft Dante, dessen Phantasie Himmel und Erde umspannt, beim Anblick der schlichten Mädchenblume Beatrice.

Ist die Ehe die völlige Hingabe einer Persönlichkeit an die andere, die sie in einzigartiger Weise ergänzt, so ist damit ein gleiches Verhältnis zu einer dritten Person ausgeschlossen. Man findet daher die Polygamie nur da, wo die Persönlichkeit, sei es der Frau oder des Mannes, noch wenig entwickelt ist. Nur in der Monogamie wird durch die fortdauernde gegenseitige Er-

gänzung und Förderung aus der ehelichen Gemeinschaft wahre Freundschaft, während die Vielweiberei den Mann mit Mißtrauen erfüllt, die Frauen mit Eifersucht und Feindschaft.

Die Ehe wird durch die Kinder zur Familie. Die Aufgabe der Eltern, die Gattung zu erhalten, wird bei der ungemeinen Hilflosigkeit und Hilfsbedürftigkeit der kleinen Kinder eine sehr schwierige. Kein junges Tier bedarf auch nur annähernd einer so langen und vielseitigen Hilfe. Die Pflege des Kindes in der ersten Lebenszeit ist von der Natur selbst der Mutter zugewiesen. „Es greifet ein Weib viel besser zu einem Kinde mit dem kleinsten Finger, denn ein Mann mit beiden Fäusten“, sagt Luther. „Wie mit feinen bequemen Gebärden spielen und scherzen die Mütter, wenn sie ein weinendes Kind stillen oder in die Wiege legen. Lass' nun solches einen Mann tun, so wirst du ja müssen sagen, er stelle sich dazu wie ein Kamel zum Tanz; so gar übel steht ihm solches an, auch wenn er das Kind mit einem Finger angreifen soll. Ich geschweige der andern Dienste und Wartung, die den Kindern nicht anders denn von der Mutter geschehen können.“ In der Tat ist die Mutterliebe der schönste Beweis dafür, daß der Trieb zur Erhaltung der Gattung auf der Höhe des Lebens stärker ist als der sonst so allgewaltige Selbsterhaltungstrieb. Von der Mutter heißt es:

„Daß sie ganz sich vergißt und leben mag nur in andern;
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden erträgen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht, doch sollen sie dankbar es einsehn.“¹⁾

¹⁾ Hermann und Dorothea. VII, 123 ff.

Wie viel auch später der Staat teils durch die Schule, teils durch den Militärdienst für die körperliche Ausbildung tun mag, die eigentliche Grundlage für ein gesundes und kräftiges Leben wird in der Familie gelegt; hier müssen die Grundsätze eingeprägt und zur Gewohnheit gemacht werden, nach welchen der Trieb der Selbsterhaltung zu regeln ist.

Die Ausbildung der intellektuellen Anlagen nimmt, wenn die Kinderjahre vorüber sind, in geordneten Gemeinwesen zumeist die Schule in die Hand, doch bedarf's auch hier der steten Mitwirkung der Familie. Vor allem liegt es dieser ob, dem Willen des Kindes durch Beispiel und Gewöhnung die rechte Richtung zu geben. Brutale Strenge verscheucht die Liebe, allzu zärtliche Schwäche die Ehrfurcht im Kinde. Ohne Liebe und Ehrfurcht aber gibt es keine rechte Autorität, ohne Autorität keine Pietät. Aus Autorität und Pietät erwächst die Familiensitte, die selbst wieder die Grundlage der allgemeinen Sittlichkeit ist. Die Familiensitte muß besonders auch das Verhältnis der Geschwister ordnen, wenn mehrere Kinder in einem Hause sind. Geschwister kennen und beurteilen ihre Fehler meist schärfer als die Eltern; ihre Interessen kreuzen sich nicht selten und Neid und Eifersucht erwachsen auch im engsten Kreise. Da muß sich dann die Familiensitte mächtiger erweisen als die Selbstsucht, und die Einigkeit der Eltern in allen wichtigen Lebensfragen auch die Freundschaft der Kinder herbeiführen. Über wessen Kindheit ein treues Mutterauge gewacht hat, wen ein klarsehender und milder Vater ins Leben geleitet, wem fröhliche und verträgliche Geschwister zur Seite spielten

und lernten, der wird, wenn er kann, sich nachmals ein ähnliches Haus zu gründen suchen. Aus einem schönen und guten Familienleben aber erwächst die nationale Kraft und Tugend.

B. Arbeit und Besitz.

Der Mensch ist das am feinsten organisierte und damit auch das bedürftigste Wesen auf der Erde. Nur in wenigen Himmelsstrichen wird ihm verhältnismäßig mühelos gewährt, was er zum Lebensunterhalt bedarf; die große Mehrheit muß durch Arbeit direkt oder indirekt der Erde abgewinnen, was sie nötig hat. Zu den natürlichen Bedürfnissen treten die weit größeren, die sich aus der steigenden Kultur und dem Fortschritt des geselligen Lebens ergeben. Mögen diese oft auch nur eingebildet sein, ihre Nichtbefriedigung wird ebenso schmerzlich, oft noch schmerzlicher empfunden als die der natürlichen.

Ist es nun ein Glück oder ein Unglück, daß der Mensch durch die Not zur Arbeit gezwungen wird? Die Sitte macht hier oft einen merkwürdigen Unterschied. Den Römern schien der Ackerbau als durchaus wohl-anständig und mit dem Ansehen des besten Bürgers vereinbar; das Handwerk aber galt als schmutzig und wurde den Sklaven überlassen. Bei uns dünkt sich der städtische Arbeiter höher als der Bauer, weil er mehr Gelegenheit hat, am Lebensgenuß und Fortschritt der modernen Menschheit teilzunehmen. Am richtigsten fassen die Amerikaner die Sache an, die jeder ehrlichen Arbeit die gleiche Berechtigung zugestehen. Wird der Arbeiter in der Fabrik, im Kaufhaus, auf dem Land usw.

im täglichen Leben als vollwertig betrachtet und behandelt, so schwinden zwar die sozialen Verschiedenheiten damit nicht, aber sie schmerzen weniger, sie werden als etwas Naturgemäßes empfunden und das Gefühl der bürgerlichen Zusammengehörigkeit gewinnt die Oberhand. Da erkennt man in der geregelten Arbeit einen Vorzug der Zivilisation vor der Barbarei, und der Höhergestellte arbeitet auch dann, wenn ihn die Not nicht zwingt, ja seine Arbeit scheint ihm doppelt wertvoll, weil er sie nicht mehr in den eigenen Dienst, sondern in den seiner Mitmenschen stellt.

Unablässige Arbeit ist indessen schon durch den von der Natur geforderten Schlaf ausgeschlossen. Vielmehr beruht der Reiz des Lebens, wenigstens in unserem gemäßigten Klima, im Wechsel von Arbeit und Erholung. Wie eine ununterbrochene Folge von guten Tagen unerträglich ist, so kann auch die immer fortgesetzte anstrengende Arbeit mit der Heiterkeit des Sinnes nicht zusammenbestehen, auch wenn sie nicht auf äußeren Zwang, sondern auf innere Motive, wie Ehrgeiz und Liebe, erfolgt. (Vergl. Goethes Schatzgräber).

Wer durch eigene Arbeit oder Erbschaft oder Glück einen sichern Besitz erworben, von dem er ohne weitere Anstrengung leben kann, der gewinnt dadurch eine gewisse Unabhängigkeit. Es kommt nur darauf an, daß er sie recht zu gebrauchen weiß. Wer z. B. Wachstum an Erkenntnis in irgend einem Zweige des Wissens für sein schönstes Glück hält, der kann als vermögender Mann diesem höhern Drang ungehindert folgen. „Weisheit ist gut mit einem Erbgut.“ Dem aufrichtigen Men-

schenfreund gibt ein großes Vermögen die beste Gelegenheit zu glücklichem Wirken. Wer dagegen seine unabhängige Lebensstellung nur zum Genuß der niedern Erdengüter zu benutzen weiß, dem bringt der Besitz bald Langeweile, und Müßiggang wird für ihn der Anfang aller Laster; er wäre ohne Zweifel glücklicher, wenn er durch die Not zur Arbeit gezwungen würde. Für die Mehrzahl der Menschen ist es einstweilen besser, daß sie Tag für Tag zur Arbeit genötigt wird. Ohne Zweifel ist ja ein ausreichendes und gut angelegtes Vermögen ein nicht zu verachtender Schutz gegen die Wechselfälle und das unsichere Los des Lebens. Indessen bieten Lebens- und Unfallversicherungen, sowie die vorsorglichen Anordnungen der neueren Sozialgesetzgebung auch dem, der von seiner täglichen Arbeit lebt, einen gewissen Schutz. Die unabhängige Lebensstellung aber wird nicht so sehr durch ein großes Vermögen gewahrt als durch die Angemessenheit der Einnahme zur Ausgabe. Wer in Beziehung auf die Luxusbedürfnisse die Füße nach der Decke streckt, bleibt unabhängiger als der Reiche, der immer höher hinaus will. Die Unabhängigkeit ist nicht an den Besitz geknüpft, die Abhängigkeit aber an das Schuldenmachen. „Wißt ihr, was ihr tut, wenn ihr euch in Schulden stürzt?“ fragt Franklin, „Ihr gebt einem andern Rechte auf eure Freiheit. Könnt ihr zum festgesetzten Termin nicht bezahlen, so müßt ihr euch vor eurem Gläubiger erniedrigen, müßt zu erbärmlichen Entschuldigungen eure Zuflucht nehmen, müßt lügen und kriechen. Ein leerer Sack kann nicht aufrecht stehen.“ Die Bitte ums tägliche Brot im Vater-unser lehrt uns, an materiellen Gütern nicht mehr zu

begehren, als wir in unserer Lebensstellung für den Tagesbedarf gebrauchen.

Selbstverständlich gewinnen Arbeit und Besitz für den Menschen eine erhöhte Bedeutung und Weihe, wenn er aus der Vereinzelung heraustritt und eine Familie gründet. Mag er sich dessen auch nicht immer vollbewußt sein, er wird unmittelbar von dem Gefühl gehoben, daß er jetzt nicht nur für eine auf wenige Jahre beschränkte Existenz, sondern für eine unabsehbare Zukunft arbeitet.

III.

Die Ausbildung des sittlichen Lebens.

A. Der Staat.

Die ältesten Staaten finden wir da, wo die Natur den Menschen zu gemeinschaftlicher Arbeit nötigte, in Ägypten z. B. und Mesopotamien. Die regelmäßig wiederkehrenden Überschwemmungen des Nil, des Euphrat und Tigris, zwangen zur gemeinsamen Abwehr der Gefahr, die Person und Eigentum bedrohte. Anderwärts mochte die Furcht vor wilden Tieren oder beutelustigen Nachbarn die Menschen zusammenführen. Die Erkenntnis, daß gemeinschaftliche Arbeit den Ertrag außerordentlich vermehrt, daß Teilung der Arbeit einen sehr viel geringeren Kraftaufwand erfordert, führte gleichfalls die Menschen zusammen. Vernunft und Sprache gaben ihnen die Mittel, diese Verbindungen immer zweckmäßiger und fruchtbarer zu gestalten.

Ist die Verbindung auf wichtige und dauernde Lebensverhältnisse gerichtet, so entsteht ein Gemeingeist, der

in der Familie und in kleineren Verbänden als Sitte, in größeren als Gesetz in Kraft tritt. Sitte und Gesetz gehen darauf aus, den gemeinsamen Interessen den Sieg über die persönlichen zu verschaffen. Die natürlichen Hüter von Sitte und Gesetz sind die, in welchen der Gemeingeist am kräftigsten lebt, in der Familie die Eltern, in patriarchalischen Verbänden die geachteten Familienhäupter oder eins von ihnen.

Je gefährdeter die gemeinsamen Interessen sind, um so kräftiger müssen die Träger der Staatsgewalt den Eigenwillen der Einzelnen oder der Parteien unter den Gemeingeist beugen. Steht bei einem Kriege die Existenz einer Volksgemeinschaft auf dem Spiel, so muß der innere Hader zum Schweigen gebracht werden, damit alle den erwählten Führern willenlos folgen. Wenn sich aber in ruhigen Zeiten die bürgerliche Gesellschaft durch die Maßregeln geschützt weiß, die ein für allemal für die äußere und innere Sicherheit getroffen sind, vergißt der einzelne leicht, was er dem Staate schuldet, und strebt, seine persönlichen Interessen gegenüber den gemeinschaftlichen stärker geltend zu machen. In diesem Streit wird als oberster Grundsatz gelten müssen: Die Verfassung ist die beste, in welcher die Staatsgewalt nicht weiter reicht, als es der ausgesprochene Wille der Bürgerschaft verlangt. So heißt es in der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten: Die gerechten Gewalten der Regierungen kommen von der Zustimmung der Regierten her.

Die Regierten aber verlangen von der Staatsgewalt vor allem Sicherheit der Person und des Eigentums. Diese Sicherheit im Innern des Staates zu gewähren,

bedarf es einer starken Polizei und einer unparteiischen Anwendung der Gesetze durch unabhängige Richter. Die Sicherheit nach außen hat ein Heer zu verbürgen, das die Grenzen wirksam zu schützen vermag. Auch der Polizei und dem Richterstand hat das Heer im Notfall Unterstützung zu gewähren. Zur Bildung eines tüchtigen Heeres erweist sich die allgemeine Dienstpflicht besonders geeignet; durch sie wird das Heer zugleich die hohe Schule, die vorzugsweise die jungen Leute zu Bürgern erzieht.

Die Staatsregierung kann außer der Sicherheit der Bürger und ihres Eigentums auch noch andere hohe Ziele ins Auge fassen. Nichts braucht ihr fremd zu sein, was zur Hebung des Volkswohlstandes dienen kann. Sie fördert den materiellen Wohlstand, indem sie die Sorge für den Verkehr übernimmt; sie vermehrt das Kapital idealer Güter, indem sie Kirche und Schule unter ihren Schutz stellt. Wo immer Naturkräfte in den Dienst der Menschheit gezogen werden, da greift eine tüchtige Staatsverwaltung mit ihren Machtmitteln fördernd ein. Als öffentliche Sicherheitsanstalt hat sie die schwächeren Teile der Gesellschaft gegen die gewissenlose Ausnutzung durch die stärkeren zu schützen. Sie teilt mit der Kirche oder übernimmt auch allein die Fürsorge für die Armen und Kranken, die Witwen und Waisen.

Aber alle diese Aufgaben stehen dem eigentlichen Beruf des Staates nach, der Ausbildung eines tüchtigen Heeres und einer unparteiischen Rechtspflege. Läßt die Regierung es darin fehlen, so kann die ergiebigste Tätigkeit auf anderen Gebieten dafür nicht entschädigen. Für die übrigen Aufgaben genügt es vielfach, die Selbst-

tätigkeit der Bürger aufzurufen, in die rechten Bahnen zu leiten und zu überwachen. Eine Regierung aber, die die Ausbildung des Heeres und der Rechtspflege aus der Hand gibt oder lässig betreibt, verliert das Recht der Existenz.

Jenachdem die Vertretung der allgemeinen Interessen einem Einzelnen oder den hervorragenden Spitzen der Gesellschaft oder der Mehrheit der Vollbürger anvertraut ist, kann man eine autokratische, aristokratische und demokratische Staatsverfassung unterscheiden (*κρατειν* Gewalt, Obmacht haben). Von geringerer Bedeutung ist's, ob die Staatsverwaltung einen an der Spitze hat (*ἀρχειν*) oder mehrere oder das Volk, ob also der Staat Monarchie ist oder Oligarchie oder Republik. Die autokratische Staatsverfassung hat ihre volle Berechtigung, wenn die dunkeln Triebe, die in einem Volke wirken, in einer überragenden Persönlichkeit zum klaren Bewußtsein kommen, wenn diese die Einsicht und die Willenskraft hat, jenen Trieben Befriedigung zu verschaffen. Unverkennbar war es der Entwicklungsdrang der Völker selbst, der in Alexander, Karl, Friedrich dem Großen, der in Bismarck Gestalt gewonnen hatte. Weil sie selbst ganz von nationalem Geist erfüllt waren, gelang es diesen Großen, die schlummernde Kraft der Volksseele zu wecken, zu entfesseln und in die rechte Bahn zu lenken. In festen geordneten Staatswesen ist der natürliche Leiter in der Familie zu finden, die sich um die Nation das größte Verdienst erworben. Indem dieser eine an Reichtum und Macht so hoch gestellt wird, daß ihm nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, erscheint er wie von allem Egoismus frei

und dadurch besonders befähigt, das allgemeine Wohl mehr als das eigene ins Auge zu fassen. Ihm, der dem Streit der Parteien enthoben ist, steht daher auch das Recht zu, einen von den bürgerlichen Gerichten verurteilten Verbrecher zu begnadigen.

Aber freilich birgt die erbliche Monarchie auch die Gefahr, daß ein unfähiger oder unwürdiger Regent den Thron besteigt, der die höchste Macht nicht im Interesse des Volkes, sondern im eigenen oder dem einer niedrigen Hof-Camarilla verwendet. Familientradition und Standsrücksichten können dagegen wirken, doch verlangt das entwickelte Rechtsgefühl der heutigen Kulturvölker stärkere Bürgschaften gegen den Mißbrauch der fürstlichen Gewalt. Sie werden in einer Volksvertretung gefunden, die, aus freier Wahl hervorgegangen, dem Willen der Bürger freimütigen Ausdruck gibt und bei der Feststellung des Staatshaushaltes wie bei der Gesetzgebung überhaupt ein entscheidendes Wort mitzusprechen hat. Eine solche konstitutionelle, d. h. durch die Verfassung beschränkte Monarchie entspricht den Bedürfnissen der meisten Staaten Europas. Wenigstens stehen die Republiken, die ihr Oberhaupt aus der Mitte des Volks auf eine beschränkte Zeitdauer wählen, hinsichtlich der Lösung der höchsten Kulturaufgaben durchaus nicht über den konstitutionellen Monarchien. England und Deutschland können den Vergleich mit Frankreich und der Schweiz recht gut aushalten.

Die Frage, welche Verfassung die beste sei, läßt sich ebensowenig in allgemeingültiger Weise entscheiden wie die nach der besten Lebensweise eines einzelnen Menschen. Anders lebt der Schwache und Kranke als

der Starke und Gesunde, anders der Mensch unter dem Äquator als am Nordpol. Eine Nation, die noch im Werden ist, der Gefahren von innen und außen drohen, bedarf ein starkes persönliches Regiment. Ideale Republiken, wie die des klassischen Altertums in ihrer Blüte, setzen einen Bürgerstand voraus, der sich ganz dem Staatsdienst widmen kann; und dieser ist nur da zu finden, wo ein unterworfenen Volk, zum Sklavendienst gezwungen, dem freien Bürger jede niedrigere Arbeit abnimmt.

B. Die Tugend der Gerechtigkeit.

Indem wir durch Geburt oder Einwanderung in eine bürgerliche Gemeinschaft eintreten, gehen wir einen Vertrag mit ihr ein. Wir genießen durch sie den Schutz und alle Segnungen der organisierten menschlichen Gesellschaft; dafür erkennen wir ihre Gesetze als eine über uns stehende Macht an, der wir Gehorsam schulden. In der Regel leben wir uns ohne Schwierigkeit durch Erziehung und Gewohnheit in das geltende Recht ein.

Der natürliche Eigenwille des Kindes, das im Mittelpunkt der Welt zu stehen meint und alles seinen Zwecken unterzuordnen sucht, wird schon in einer ordentlichen Familie gedämpft; schon hier lernt sich das Kind als Glied eines größeren Körpers fühlen, an dessen Freud' und Leid es Anteil nimmt. Die Schule, der weitere Familien- und Freundeskreis, Vaterstadt und Vaterland, Religion usw., alles vereint sich im Kampf gegen den Despotismus des eigenen Ich. Ohne daß wir uns des Grundes deutlich bewußt werden, erwacht das Gefühl der Gleichberechtigung aller, ja der höheren Berech-

tigung einzelner Mitmenschen in unserer Umgebung, und es wird uns zum Grundsatz, unser Wohl nicht auf ihre Kosten, zu ihrem Schaden zu erstreben.

Am wenigsten auf Kosten derer, die uns durch Wohltaten verpflichtet haben. Undankbarkeit wird schon auf niederen Kulturstufen als Ungerechtigkeit erkannt, und mit dem Namen des Vaternörders, des Muttermörders, werden durchgängig die verabscheuungswürdigsten Menschen bezeichnet.

Weiterhin ergibt sich aus der Erfahrung als eine Lehre der Klugheit, der praktischen Lebensweisheit, daß wir dem kein Unrecht tun, der uns gleiches mit gleichem vergelten kann und wird. Von der negativen Fassung: „Quod tibi fieri non vis, alteri ne feceris“ schreiten wir vor zur positiven: „Was du willst, das die Leute dir tun sollen, das tue du ihnen!“ Es genügt nicht, daß wir uns des Unrechts gegenüber den Wohltätern enthalten, wir müssen uns auch in ihrer Schuld fühlen und dürfen nicht ruhen, bis wir die Schuld abgetragen haben. Der Dank braucht aber nicht gerade in gleichen und ähnlichen Leistungen zu geschehen, er muß sich auch nicht in Worten aussprechen. Er gibt sich am deutlichsten in dem aufrichtigen Anteil am Ergehen des Wohltäters zu erkennen. (Iphigenie auf Tauris, I, 2. 401). Während sich ein undankbarer Sinn darin ausspricht, daß man Wohltaten annimmt, die man in umgekehrter Stellung nicht leisten würde, erkennt man den dankbaren Menschen daran, daß er unter ähnlichen Umständen an seinen Leuten gerade so handelt, wie die Wohltäter an ihm.

Gerechtigkeit im Vollsinn aber geht nicht allein auf

den Wohltäter, sondern gibt jedem das Seine. Sie macht keinen Unterschied zwischen solchen, die Gutes und Böses vergelten können, und den Machtlosen, sie erstreckt sich auf das hilflose Kind wie auf den starken Mann. Wo sie den ganzen Menschen durchdrungen hat, da vergilt sie auch dem Feinde nicht Böses mit Bösem, sondern bleibt auf dem Boden des gemeinsamen Rechts, das sich in den Gesetzen ausspricht. (Vergl. Platons Apologie c. 33).

Die Gerechtigkeit nimmt sich auch der Tiere an. „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes.“ Spr. 12, 10. Kann der Mensch das Fleisch der Tiere zu seiner Ernährung nicht entbehren, so hat er damit auch das natürliche Recht, sie zu töten. Ebenso wird er im Kampf ums Dasein schädliche Tiere vernichten. „Das Insekt leidet durch seinen Tod nicht so viel, wie der Mensch durch dessen Stich.“ (Schopenhauer). Und wie er sie töten kann, so darf er sie auch während ihres Lebens in seinen Dienst ziehen. Aber da sie mit ihm die Schmerzempfindung gemein haben, ist es unrecht, ihnen ohne Not Qualen zu bereiten, vollends Qualen, die mit der Steigerung des Genusses in gar keinem Verhältnis stehen. Tiere zu erjagen, die unsern Feldern und Wäldern verderblich sind, während ihr Fleisch ein vortreffliches Nahrungsmittel bietet, nimmt der Mensch als sein Herrenrecht in Anspruch. Und er gibt der Jagd noch eine höhere Bedeutung, indem er sie zu einer gesunden körperlichen Übung und zur Ausbildung gewisser intellektueller und sittlicher Kräfte benutzt, die ihm im Kampf ums Dasein unentbehrlich sind. Aber wenn die Jagd nicht mehr dem Nutzen dient, wenn die Jagdfreude in

der Qual der gehetzten Tiere besteht, so wirkt sie unsittlich und ist an sich eine Ungerechtigkeit. Unnütze Quälerei der Lasttiere ist schon als Undankbarkeit zu tadeln. Daß man Pferde und Hunde, die sich um uns verdient gemacht haben, einem qualvollen Alter ausliefert, bekundet Undankbarkeit und einen unentwickelten Rechtssinn. Die Alten gönnten den Pferden, mit denen sie in Olympia gesiegt hatten, ein ruhiges, arbeitsloses Alter und ehrten sie in kindlicher Weise auch wohl durch ein feierliches Begräbnis und ein Denkmal. „Es ist nicht vernünftig“, sagt Plutarch, „lebende und empfindende Wesen wie einen verbrauchten Schuh oder ein Kleidungsstück zu behandeln. Schon um uns an die Pflicht der Dankbarkeit zu gewöhnen, sollten wir sie auch auf die Dienste der Tiere ausdehnen“. Grausamkeit gegen die Tiere führt gewöhnlich auch zur Grausamkeit gegen die Menschen.

In einzelnen Bestimmungen sind Recht und Gesetz bei verschiedenen Völkern sehr verschieden. Darin aber stimmen die Kulturvölker überein, daß sie das Gemeinwohl über das Interesse des Einzelnen stellen. Ein gerechter Bürger ist der, der nicht durch Furcht vor Strafe oder durch Aussicht auf Lohn zum Gehorsam gegen die Gesetze bestimmt wird, sondern durch die Achtung vor der Autorität, die ihm in Fleisch und Blut übergegangen und die ihn mit eben der Gesinnung erfüllt, der die Gesetze äußeren Ausdruck geben.

C. Andere sittliche Ideale.

Die Tugend der Gerechtigkeit muß von jedem Staatsbürger gefordert werden. Andere sittliche Ideale gehen

nicht aus dem Wesen der menschlichen Gesellschaft hervor, sondern aus persönlichen Lebenserfahrungen und sind daher auch nicht für alle verbindlich.

Hat einer die Personen, die ihm die liebsten waren, durch den Tod verloren, drückt schwere Schuld sein Gewissen, hat er einen tiefen Einblick in das grenzenlose Leid und daneben in die grenzenlose Erbärmlichkeit des gewöhnlichen Menschenlebens gewonnen, so zieht er sich von der Gesellschaft zurück, die „lärm und rauscht und nicht ahnt, was ihn, den Armen, quält“. Geld und Gut erfreuen ihn nicht mehr, weil ihn die Genüsse nicht mehr locken, die man dafür erkaufen kann. Er stirbt der Welt ab, indem er für sich nichts mehr verlangt als Ruhe und Stille, um sich auf den Tod vorzubereiten. Wenn er noch arbeitet, so tut er's, um das Leid anderer zu mildern. Aus solchen und ähnlichen Fällen erwachsen die Ideale der Askese, der Selbstabtötung, des Martyriums.

Die bürgerliche Rechtschaffenheit besteht darin, daß die egoistischen Triebe dem Gemeinwohl, wie es sich in Sitte und Gesetz ausspricht, untergeordnet werden. Das Ideal der Askese, der Selbstabtötung, will diese Triebe unterdrücken, soweit es mit dem Fortbestand des Lebens möglich ist. Die Tugend der Gerechtigkeit verlangt, daß beim Erwerb von Eigentum kein Eingriff in die Rechte des Nächsten stattfindet. Die Askese erklärt es für ein Unrecht, überhaupt Eigentum zu besitzen; sie verzichtet darauf. Der Fortpflanzungstrieb ist in der bürgerlichen Gesellschaft durch die Ehe zur Grundlage hoher sittlicher Pflichten gemacht und mit den Bedürfnissen der menschlichen Kultur in Übereinstimmung gesetzt worden. Der Asket findet die höhere Menschlich-

keit mit diesem Triebe überhaupt unvereinbar. Der freigeborene Bürger ordnet sich zwar dem Staatsgesetz und der Sitte unter, im übrigen aber ist er stolz darauf, sein eigener Herr (sui iuris) zu sein; der Asket sieht in der völligen Vernichtung des eigenen Willens, im blinden Gehorsam, die höhere Tugend.

Welcher sittliche Wert diesem Heroismus der Tugend zukommt, das hängt von den Beweggründen ab, die dazu führen. Es ist mit der Selbstabtötung in der Askese nicht anders als mit dem freiwilligen Tode. Sich freiwillig für das Vaterland, für die Familie, für die Religion oder die Wissenschaft in den Tod begeben, hat von jeher für eine herrliche Offenbarung menschlichen Seelenadels gegolten; die Vernunft und die Willenskraft bekunden dadurch ihr Übergewicht über den stärksten der blinden Naturtriebe, den der Selbsterhaltung. Warum sollte dem nicht eine ähnliche Anerkennung gebühren, der, um der Menschheit zu dienen, hinopfert, was für den Menschen von Natur den höchsten Reiz besitzt? Wie aber der Selbstmord durchaus nicht als sittliche Tat gelten kann, wenn er nur dazu dient, vor größeren Übeln, Schande, Gefängnis, Körperqualen zu bewahren, so können auch freiwillige Armut, Zölibat, blinder Gehorsam durchaus nicht als sittliche Vorzüge gelten, wenn niedere Motive, wie Ehrgeiz, Trägheit usw., dazu die Veranlassung gegeben haben.

Leonidas mit seinen dreihundert, Arnold von Winkelried und seine zahlreichen Vorgänger und Nachfolger, gelten als leuchtende Vorbilder, weil sie freiwillig in den Tod gingen, um andere zu erretten. Über dem, der in der Fieberhitze der Schlacht für andere

stirbt, steht noch, wer nach ruhiger Überlegung sein Leben für eine große Sache einsetzt. Cato von Utica wurde im Altertum hoch gefeiert, weil er den Untergang der Republik nicht erleben wollte, und selbst Dante, der strenge Sittenrichter, ist weit entfernt, ihn dafür als Selbstmörder büßen zu lassen. Aber darin sind die besten Sittenlehrer aller Zeiten einig, daß nur die lautersten und triftigsten Motive den Selbstmord rechtfertigen können. (Vergl. Hamburgische Dramaturgie, Ende des ersten Stücks). „Die falschen Märtyrer können uns nur eine melancholische Träne erpressen über die Blindheit und den Unsinn, deren wir die Menschheit in ihnen fähig erblicken.“ Lucretia und Virginia ziehen den Tod der Schande vor und geben damit ein weithin leuchtendes Beispiel weiblicher Sittsamkeit. Niemand wird Schillers Seelengröße in dem kräftigen Wort verkennen, das er der Gattin Stauffachers in den Mund legt:

„Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen;

Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.“

Aber der ganze Zauber Goethescher Poesie vermag die Tat des jungen Werther nicht moralisch zu rechtfertigen, wenn wir darin auch mehr die Verirrung eines kranken Menschen als ein Verbrechen erblicken.

Schopenhauer findet es „entschieden lächerlich“, daß die Gesetze den Selbstmord verbieten; keine Strafe könne den abschrecken, der den Tod suche. Indessen sind die Gesetze der Ausdruck der öffentlichen Sittlichkeit und für sittliche Menschen ist das Gesetz auch dann eine Macht, wenn sie dessen Strafe nicht fürchten. Aus Ehrfurcht vor den Gesetzen wollte der unschuldig verurteilte Sokrates dem Gefängnis und dem Tode nicht

entfliehen, obwohl er's konnte; warum sollte ein sittlicher Mensch sich nicht durch die Gesetze abhalten lassen, dem Leben zu entfliehen, wie sehr es ihm zur Last geworden sein mag! So wird den gerechten Staatsbürger schon die Erwägung vom Selbstmord abhalten, daß er dadurch in den Augen seiner Angehörigen und Mitbürger als Übertreter der Gesetze erscheint.

IV.

Unsittliche Triebfedern und Handlungen.

A. Unrecht und Bosheit.

Die Tugend der Gerechtigkeit handelt nach den Grundsätzen: „neminem laede“ und „suum cuique“. Der Rechte greift in fremdes Recht nicht ein, sondern läßt jedem das Seinige zuteil werden, nicht weil er Strafe fürchtet oder auf Lohn hofft, sondern weil es ihm so zur zweiten Natur geworden ist. Durch die Askese gelangen einzelne Menschen dahin, ihr Wohl und sogar ihr Dasein zugunsten anderer aufzuopfern. Diesen Tugenden stehen die Laster der Ungerechtigkeit und der Bosheit gegenüber.

Der ungezogene, ungesittete Mensch kennt die Tugend der Gerechtigkeit nicht. Im Streben nach Selbsterhaltung, das als Begierde zum Bewußtsein kommt, empfindet er, was sein Dasein fördert und mehrt, als Freude, was es hemmt und mindert, als Schmerz. Von dem Verlangen getrieben, sein Leben von Schmerzen möglichst frei und an Genüssen möglichst reich zu gestalten, nimmt er auf seine Mitmenschen so wenig als möglich Rücksicht und schädigt sie auf mannigfache Weise.

Unrecht kann verübt werden 1. an der Person eines anderen. Kannibalen verzehren ihresgleichen, um den eigenen Hunger zu stillen. Mord, aus Wollust oder gemeiner Habgier verübt, ist nicht weniger abscheulich. Aber auch jede Verstümmelung oder Verletzung, jede Freiheitsberaubung, jeder Zwang zu Sklavendiensten, sind, wenn sie aus Egoismus hervorgehen, ein Unrecht an der Person des anderen.

Unrecht kann verübt werden 2. am Eigentum. Auf rechtmäßig, d. h. durch eigene Kraft und ohne Verletzung fremder Rechte, erworbenes Eigentum habe ich in einem geordneten Staatswesen dasselbe Recht wie auf meine Person; und wenn ich's durch Tausch oder Schenkung auf andere übertrage, so besitzen diese fortan meine Rechte darauf. Verletzung des Eigentums ist daher ein Eingriff in fremdes Recht.

Unrecht wird 3. verübt an der Ehre eines andern. Von jedem, der in der bürgerlichen Gesellschaft lebt, muß eine gewisse Rechtschaffenheit vorausgesetzt werden. So lange nicht das Gegenteil bewiesen ist, nimmt man deshalb von jedem Bürger an, daß er die Gesetze hält. Diese gute Meinung der andern von uns ist unsere Ehre. Da auf ihr der Verkehr, die Stellung in der Gesellschaft, die Ausübung des Berufs und Geschäfts, überhaupt die Möglichkeit der Existenz beruht, so ist's ein schwerer Eingriff in fremde Rechte, wenn ich jemand ohne Grund aus Eigennutz die Ehre abspreche und ihm damit das Vertrauen, den Kredit, raube.

Unrecht kann nicht nur durch einen aktiven Eingriff in fremde Rechte, sondern auch schon durch Unterlassung verübt werden. Dies ist der Fall, wenn wir Handlungen

unterlassen, zu welchen wir durch ein stillschweigend oder ausdrücklich eingegangenes Übereinkommen verpflichtet sind. Eine Handlung, durch deren Unterlassung man ein Unrecht begeht, wird Pflicht genannt. Fürst und Volk, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Lehrer und Schüler stehen in diesem Verhältnis gegenseitiger Verpflichtung. Sie verletzen ihre Pflicht und begehen damit ein Unrecht, wenn sie das, worüber sie übereingekommen sind, ganz oder teilweise unterlassen.

Die Ausübung des Unrechts geschieht entweder durch Gewalt oder durch List. Vom sittlichen Standpunkt aus verschlägt es nichts, ob ein Mord durch das Schwert oder durch Gift vollbracht ist. Der Gewalttätige weiß sich durch überlegene Körperkraft einen fremden Willen dienstbar zu machen; der Listige bringt durch Vorspielungen, durch Lügen sein Opfer dahin, nach seinem anstatt nach dem eigenen Interesse zu handeln. Jede Lüge, die den Zweck verfolgt, jemand aus eigenennützigem Beweggrund zu schädigen, ist ein Unrecht, mag es sich um die Aneignung fremden Eigentums oder um die Verspottung eines Einfältigen oder um die prahlerische Verherrlichung der eigenen Person handeln, die doch mit einer unverdienten Herabsetzung anderer zusammenhängt. Je ernster und feierlicher eine Lüge ausgesprochen wird, begleitet z. B. von der Anrufung Gottes als Zeugen, um so empörender wird sie, weil sie nur umso mehr dazu dient, die Hörer irrezuführen. Das größte Unrecht ist der Verrat, weil hier zu dem aktiven Eingriff in fremdes Recht auch noch die Unterlassung einer eingegangenen Verpflichtung, ein Treubruch, kommt. Dante versetzt die Verräter an der höchsten irdischen und himmlischen

Majestät, Brutus, Cassius und Judas, in den tiefsten Abgrund der Hölle, wo sie von Luzifer zerfleischt werden.

Dagegen sind Gewalt und List erlaubt in Fällen von Notwehr, wenn uns das Gesetz nicht schützen kann. Odysseus macht dem gesetzlos denkenden Scheusal Polyphem gegenüber von seiner überlegenen Klugheit berechtigten Gebrauch. Wäre Thoas ein roher Scythe, ein Barbar, und nicht der edle Mann, der die Stimme der Wahrheit und der Menschlichkeit vernimmt, so hätte selbst die reine Seele der Goetheschen Iphigenie zum listigen Anschlag Pylades die Hand bieten müssen. Und die Not würde sie vor Göttern und vor Menschen gewiß entschuldigt haben. Dagegen macht der Schüler sein Vergehen nur größer, wenn er es dem Lehrer gegenüber ableugnet; denn er fügt der Gesetzesübertretung Pflichtverletzung hinzu, indem er das Vertrauen des Lehrers täuscht aus dem egoistischen Bestreben, der verdienten Strafe zu entgehen. Eine derartige „Notlüge“ ist immer ein Zeichen der Feigheit, die für die Folgen einer Tat nicht einstehen will, und daher dem ritterlichen Sinn einer tüchtigen Jugend ganz unangemessen.

Wie der Weg der Tugend von der Gerechtigkeit aufwärts zur Hingabe des eigenen Interesses, ja des eigenen Lebens, für das fremde, führt, so der Weg des Lasters abwärts von der Ungerechtigkeit, dem egoistischen Eingriff in fremde Rechte, zur Bosheit, die sich am fremden Leid ergötzt. Den bösen Menschen tut es wohl, andern Schmerz zu verursachen, auch wenn sie selbst nicht den geringsten Nutzen davon haben. Menschen von unbezähmbarem Willen und daher stets unbe-

friedigter Begier finden für die unausfüllbare Leere und Öde ihres Innern eine Art Genugtuung darin, das Glück der Zufriedenen zu zerstören; sie weiden sich an den Qualen ihrer Mitmenschen, weil sie sich selbst so wenig wohl befinden. So erklärt sich die Grausamkeit eines Tiberius und Domitian, die ausgesuchte Menschenquälerei bei Sklavenhaltern und Inquisitoren. Daß die Anlage zur Bosheit gar nicht selten ist, beweist die so oft, sogar schon bei Kindern hervortretende Schadenfreude. Schadenfreude ist nichts anderes als Grausamkeit, die sich am fremden Leiden erfreut, ohne daß es ihr selbst Nutzen bringt. Schadenfreude bei Erwachsenen bekundet immer eine Anlage zur Bosheit. Die altindischen Schauspiele schließen in der Regel mit dem schönen Gebet: „Mögen alle lebenden Wesen von Schmerzen frei bleiben!“ Für unsere Zeit ist der bekannte Ausspruch Rochefoucaulds bezeichnend: *Dans l'adversité de nos meilleurs amis, nous trouvons toujours quelque chose qui ne nous déplaît pas.* Der Apotheker in Hermann und Dorothea hat freilich nicht recht, wenn er den Trieb, der das Volk zu Feuersbrünsten, Hinrichtungen u. dgl. hinzieht, für Schadenfreude erklärt; darin spricht sich nichts weiter als Neugier und der Hang nach kräftigen Gemütsbewegungen aus. Aber Hermann hat durchaus recht, wenn er das schadenfrohe Lachen der Kaufmannstöchter bei der brutalen Kränkung, die ihm widerfahren, für einen ausreichenden Grund ansieht, mit Minchen für immer zu brechen. (II, 235). Solch ein unwillkürlicher Zug hämischer Schadenfreude läßt sich durch die schönsten Redensarten nicht ausgleichen.

B. Krieg und Zweikampf.

Unrecht und Bosheit in ihrer verderblichen Wirkung zu hindern, ist die Aufgabe der sittlichen Autoritäten, der Familie, der Schule, der Kirche, der Obrigkeiten und der über allen stehenden höchsten Autorität, des Staates. Wird aber die Staatsgewalt selbst von einem großen Teil der Bürgerschaft nicht mehr anerkannt, wird der Staat durch politische oder religiöse Parteien in zwei oder mehrere Teile zerrissen, geraten verschiedene Staaten in einen Streit, der auf dem Wege der Verhandlungen nicht auszugleichen ist, so muß zuletzt durch die Gewalt der Waffen die Entscheidung herbeigeführt werden. Ein Völkerrecht, dem sich Regenten und Völker unterordnen, würde nur dann wirksam sein, wenn hinter ihm eine Universalmacht stände, welche die Unabhängigkeit der Einzelstaaten gebrochen hätte. Die Versuche aber, eine solche Universalmacht zu bilden, haben bisher nicht zum Ziele geführt, die Nationen haben im Gegenteil ihren eigenartigen Charakter nur schärfer ausgeprägt. Ob die Machtansprüche der Regenten, ob die Interessen der Nationen berechtigt sind, das hängt schließlich von ihrer militärischen Überlegenheit ab und für diese gibt der Krieg die gültige Entscheidung. Bei diesem werden dann die furchtbarsten Kräfte entfesselt. Ganze Nationen schicken die Blüte ihrer Jünglinge und Männer, ausgerüstet mit den furchterlichsten Mordwerkzeugen, zum Kampf aus und die Opfer sind unberechenbare nicht nur für den Besiegten, sondern auch für den Sieger. Der Krieg wirkt verwildernd, da über dem einen furchtbaren Ziel, den Feind zu vernichten, alle Rücksichten der Humanität zurücktreten müssen; er weckt

in rohen Menschen Grausamkeit, Zerstörungslust, Rachsucht und bestialische Triebe; er versetzt dem Volkswohlstand furchtbare Schläge, er reißt die schönsten Familienbande mit rauher Hand entzwei. Wer je ein Schlachtfeld, bald nach der Entscheidung, wer die verbrannten Dörfer und Weiler, die Toten und Verwundeten dort, die Vertriebenen hier, wer auch nur ein Lazarett nach der Schlacht gesehen, der hat eine Ahnung davon, welches Unmaß von Jammer alle militärischen Aktionen begleitet. Und wie manches sich auch gut machen läßt, „die Toten stehen nicht mehr auf, die Tränen, die dem Krieg geflossen, sind und bleiben geweint“. (Jungfrau von Orleans III, 3). Darin ist sich deshalb auch die sittliche Welt einig, daß Kriege, die zu vermeiden wären, die nur aus dynastischen Interessen, oder um die Blicke von inneren Schäden abzuwenden, geführt werden, durchaus verwerflich sind. Handelt es sich aber um die Verteidigung der wichtigsten nationalen Güter, um die Selbständigkeit, die Existenz eines Volkes, um die Abwehr eines brutalen Angriffs, so ist der Krieg, wie er auch ausfallen mag, der feigen Unterwürfigkeit vorzuziehen.

„Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.“

(Hermann und Dorothea IV, 307.)

Der Tod auf grüner Heide ist tapferen Völkern nie schrecklich erschienen, vielmehr der Flucht und der Schande weit vorzuziehen. Auch bringt der Krieg viel ideale Kräfte, die im Volk verborgen liegen, ans Licht. Die äußerste Anspannung der Kräfte erzeugt auf jedem Gebiet die außerordentlichsten Leistungen. Der Krieg

reißt die Masse des Volkes aus der flachen Alltäglichkeit heraus, beim blutigen Würfelspiel erhalten die Belehderungsfähigen tiefe Aufschlüsse über alle irdischen Güter und neben den dämonischen Mächten wird die höchste moralische und religiöse Kraft entfesselt. Wenn schon der Militärstand im Frieden nach Moltkes Wort zu körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische, zu Ordnung und Pünktlichkeit, zu Treue und Gehorsam, zu Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit erzieht, so trägt diese Schulung ihre volle Frucht doch erst im Kriege. Denn nur der Krieg erhebt den Menschen auf den Standpunkt, wo er bereit ist, das Leben einzusetzen für eine Idee, für Pflichterfüllung, für Ehre und Vaterland. Ja

„Der Krieg hat auch seine Ehre,
Der Bewegter des Menschengeschicks.
Denn der Mensch verkümmert im Frieden,
Müßige Ruh ist das Grab des Muts.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gerne die Welt verflachen.
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut.“

(Braut von Messina, I, 8.)

Aus der Berechtigung des Krieges folgt jedoch nicht die Berechtigung des Zweikampfes. Denn für die Völker gibt es kein Tribunal, das die nötige Autorität hätte, ihre Streitfragen zu entscheiden; die Streitigkeiten der Staatsbürger aber sollen im Rechtsstaat von der Obrigkeit und ihren Organen auf unanfechtbare Weise ausgetragen werden. Fraglich ist nur, ob der Rechtsstaat schon so vollständig fertig ist, daß er jeden Akt der

Selbsthilfe, der Notwehr überflüssig macht. Da gibt es z. B. leichtere Verletzungen fremder Rechte, die nach dem Grundsatz: *Minima non curat praetor* nicht vor den Richter gebracht werden können. Verächtliche Mienen und Gebärden, ein scharfes Witzwort, eine Anrempelung, die ebensogut unbeabsichtigt als beabsichtigt sein kann, haben an sich nicht viel zu bedeuten und werden in der Regel durch Entschuldigung oder Abbitte leicht gestöhnt; sie können aber unter Umständen auch zum Zweikampf führen.

Offiziere, Beamte, Studenten und einzelne Standesklassen sehen gerade durch solche Dinge, die dem Strafrichter unerheblich erscheinen, nicht selten ihre Ehre schwer geschädigt. Es gibt auch ernste sittliche Vergehungen, die man nicht vor den Strafrichter bringen mag, um öffentlichen Skandal zu vermeiden, die aber die Mannesehre tief verletzen. Zu ihrer Wiederherstellung wird dann auf die durch Tradition geweihte Form des Zweikampfes zurückgegriffen. Im Zweikampf lebt das mittelalterliche Gottesurteil fort, nur daß jetzt nicht die Richter, sondern die Streitenden und ihre Berufsgenossen es anordnen. Indessen glaubt heutzutage niemand daran, daß durch einen geregelten Kampf mit Hieb-, Stoß- oder Schußwaffen festgestellt werden könne, auf wessen Seite das Recht sei. Niemand wird durch das, was ihm widerfährt, zum Schuldigen und wenn der Beleidigte hinterher vom Beleidiger auch noch getötet wird, so hat dieser nur noch eine zweite und größere Schuld auf sich geladen.

Mit Recht bestraft daher der Staat den Zweikampf. Aber die Standesvorurteile erweisen sich bis jetzt in

den meisten Ländern Europas stärker als die Gesetze; die schlimmere Strafe, Ausschluß aus dem Verband oder dergleichen, trifft den, der vorkommenden Falls das Duell ablehnt. Die Erklärung ist darin zu suchen, daß Offiziere und Staatsbeamte jedenfalls die Waffe weniger fürchten sollen als einen Flecken auf ihrem Ehrenschild. Von den Leitern des Staats muß nicht nur moralischer, sondern auch physischer Mut gefordert werden. Die studierende Jugend aber erhält daneben durch die Mensur den kräftigsten Antrieb, sich im Gebrauch der blanken Waffe zu üben. Der Staat muß das Duell bestrafen, damit nicht Haudegen und Pistolenschützen die Obergewalt gewinnen und die Zeit des Faustrechts zurückführen; aber er unterdrückt es nicht und behandelt es nicht als schweres Verbrechen, weil es einstweilen noch eine gewisse erziehlige Bedeutung für den Offizierstand wie für die studierende Jugend hat. Doch sollte man, namentlich auf den Universitäten, nicht zu viel Zeit und Kraft auf Fechtübungen und Mensur verwenden; es gibt so manchen Sport, der für die körperliche und geistige Entwicklung reichere Frucht verspricht. Die Bestimmungsmensuren auf den Universitäten sind nur als eine Art Waffenspiel anzusehen. Hält einer aus wohlbegründeter Überzeugung das Waffenspiel wie den blutigen Ernst für veralteten groben Unfug, so wird er dadurch in den Augen des von Standesvorurteilen freien Bürgers nichts verlieren.

V.

Sittliche Lebensaufgaben.

A. Beharren und Fortschreiten.

Der Wirt in Hermann und Dorothea macht seinem Sohn einen schweren Vorwurf daraus, daß er nicht über den Stand seines Vaters hinauswill. Tüchtige Menschen streben nach seiner Ansicht rastlos vorwärts und nötigen dadurch auch ihre Mitbürger zum Fortschritt. Auf dem Fortschritt beruhe die Entwicklung des Menschengeschlechts und wer stille stehe, der bleibe zurück. Die Mutter stellt dem entgegen, daß man die Menschen nach ihrer Begabung unterscheiden müsse. Es sei durchaus nicht nötig, daß jeder es weiter bringe als sein Vater. Sie ist mit dem Sohn zufrieden, wenn er sich künftig der Güter und der Wirtschaft wert zeigt, die ihm als Erbe zufallen. Der Pfarrer gibt zu, daß in der Menschheit das Streben, wenn nicht nach Höherem, so doch nach Neuem, weit verbreitet sei, ebenso der Wunsch nach größerem Besitz; er tadle den Kaufmann nicht, der sich die Schätze der ganzen Welt anzueignen suche, aber nicht minder ehrenwert sei der konservative Sinn des Landmanns: „der sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehet und die Erde besorgt, sowie es die Stunden gebieten.“¹⁾

In der Tat kommt es bei der Wahl des Lebensberufes nicht darauf an, daß man es zu einem höheren

¹⁾ Vergl. Schiller, der Kaufmann: „Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann: Güter zu suchen Geht er, doch an sein Schiff knüpft das Gute sich an“ und Tell II, 2: Denn so wie ihre Alpen fort und fort dieselben Kräuter nähren usw.

Stand bringt als die Eltern und Voreltern, sondern darauf, daß man seine Gaben natur- und vernunftgemäß anwendet. „Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig“. Bei der Unsicherheit und Kürze des Lebens lohnt es sich nicht, weitläufige Zukunftspläne zu entwerfen und Schätze auf Schätze aufzuhäufen. Glücklich wird man nicht durch die höhere Stellung, sondern dadurch, daß man den Platz ausfüllt, auf den man gestellt ist. Goethe hielt es nicht für unter seiner Würde, dem Theatermechanikus Mieding das schönste Denkmal zu errichten.

Von weit höherer Bedeutung als die soziale Rangstufe ist für das Glück die Ausbildung des Geistes. Zwar soll man auch auf diesem Gebiet niemand aufdrängen, wozu ihm die Anlage abgeht; es ist vergebliche Mühe. Den Glücklichen aber, die zur Aristokratie des Geistes gehören, erschließt das Wachstum an Erkenntnis die Quelle der reinsten Freuden auf Erden. Es gibt keinen edleren, dauerhafteren und so von jedem bitteren Nachgeschmack befreiten Genuß als die Lösung wissenschaftlicher Aufgaben; das εὐρηκα des Archimedes ist der hellste Jubelruf. Gewiß erleichtert und erfreut es das Herz, wenn Musik, Poesie und bildende Kunst den Empfindungen einen idealen Ausdruck geben, die im Herzen wunderbar schliefen. Aber sehr viel nachhaltiger ist das Glück, wenn ernstes wissenschaftliches Studium belohnt und unsere Erkenntnis wahrhaft bereichert wird. Wie mag den Entdeckern der Spektralanalyse das Herz höher geschlagen haben, als ihre Ahnung zur Gewißheit wurde und die unermeßliche Tragweite der Entdeckung täglich mehr hervortrat! Was der Freude des Einzelnen

über den Fortschritt in der Erkenntnis noch die rechte Weihe gibt, ist die Gewißheit, daß damit auch der Menschheit gedient sei. Das muß denn auch nicht selten die Geisteshelden dafür entschädigen, daß sie für ihr eigenes materielles Glück nicht sorgen können und bei ihren Zeitgenossen nicht die rechte Anerkennung finden. Die Bahnbrecher auf dem Wege des Fortschritts kommen zwar für das Heil der Menschheit nie zu früh, wohl aber oft für ihr eigenes Glück.

B. Die sittliche Wiedergeburt.

Im sozialen Gebiet wie in dem der Geistesentwicklung ist durchaus nicht an alle Menschen die gleiche Forderung zu stellen; hier ist für viele schon das Beharren bei dem Überkommenen eine große Leistung und ein Weiterschreiten nicht zu fordern. Eine sittliche Aufgabe hat aber jeder zu lösen vom Beginn des Lebens bis zu Ende, nämlich die Naturtriebe, soweit sie dem Willen unterworfen sind, und damit den Willen selbst, unter die Herrschaft der Vernunft, des begrifflichen Denkens, zu bringen. Das natürliche Verhältnis zwischen Wille und Intellekt muß in der Schule des Lebens umgekehrt werden, das ist die Bekehrung, welche die Sittenlehre der Philosophie von jedem fordert. Von Natur hat der Intellekt die Bestimmung, dem Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb der höheren organischen Geschöpfe die Wege zu seiner Befriedigung zu zeigen. Der natürliche Mensch stellt seine Geistesgaben in den Dienst seiner Begierden. „Der Wille spielt auf und der Intellekt muß tanzen.“ Wie sich aber schon unter den Tieren, die in Gemeinschaft leben, Ameisen, Bienen,

gewissen Zugvögeln u. a. ein Gemeingeist entwickelt, der mächtiger ist als der Selbsterhaltungstrieb des Einzelnen, so lernt der Mensch als ein *ζῷον ἀει πολιτικόν* von frühester Kindheit an seine selbstischen Triebe der Gesellschaft unterordnen, der er seine Sprache und seine geistige Existenz verdankt. Erst dem Zwang, dem Beispiel, der Gewöhnung folgend, räumt er mehr und mehr der eigenen Vernunft die Herrschaft ein und nimmt das Gesetz auf in seinen Willen, wie wir früher gesehen haben. Soweit das aus egoistischen Motiven geschieht, Furcht vor Vergeltung, Hoffnung auf Lohn, ist es keine sittliche Tat. Die Bekehrung tritt erst ein, wenn wir aus reiner innerer Überzeugung der Vernunft folgen, die uns lehrt, das Gemeinwohl über das eigene zu setzen.

Aber darf man wirklich an alle Menschen diese Forderung stellen? Finden wir nicht in dem einen die Leidenschaft so viel stärker und die Vernunft so viel schwächer als in dem andern? Sieht man es nicht vielen Menschen schon an, daß um ihre Stirn ein ehern Band geschmiedet ist, daß Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld ihrem scheuen düsteren Blick verborgen bleiben, während ihnen jede Begier zur Wut wird und die Wut keine Grenzen kennt? Wie viel leichter wird es Menschen von zarter Konstitution und hoher Intelligenz, vernunftgemäß zu leben, als robusten, von des Gedankens Blässe nicht angekränkelten Naturen! War nicht die Macht der mittelalterlichen Kirche mit ihren genialen Institutionen notwendig, den germanischen Barbaren die Anfänge der Zivilisation beizubringen? ¹⁾

¹⁾ Auf den braunen Eichenbänken Saß die Brut der Sachsenrecken, Junge Bären, Riesenarbeit War's, sie bildend zu belecken. F. W. Weber, Dreizehnlinden 2, 18.

Dagegen ist zunächst daran zu erinnern, daß sehr häufig der kräftigen physischen Konstitution ein nicht minder starkes Geistesleben entspricht. Sodann ist zwar zuzugeben, daß eine eng verbundene und glaubenstarke religiöse Gemeinschaft auf ein neues Volk, voll Leben, Mut und Kraft, das aber trüb und wild, Sich selbst und banger Ahnung überlassen, Des Menschenlebens schwere Bürde trägt (Iphig. IV, 2), sehr viel nachhaltiger und eindringender wirkt, als es die Philosophie vermag; daß sich aber daneben genug Beispiele einzelner Menschen finden, die durch eigene Kraft Herren ihrer Leidenschaften geworden sind. Die äußere Erscheinung des Sokrates wies eher auf einen Faun als auf einen großen Denker hin und er selbst hat berichtet, daß ihm von Natur allerdings faunische Eigenschaften wie Wollust, Faulheit und Schadenfreude eigen gewesen seien. Sein Leben und Sterben aber gibt das herrliche Bild eines Menschen ganz aus einem Guß, den sein Denken mit größter Sicherheit allenthalben den rechten Weg finden läßt. Sich nichts vorlügen, nichts ohne Überlegung tun, der erkannten Wahrheit folgen, ist dazu die erste Bedingung.

Das Maß der eigenen Kraft auf dem Wege des Fortschritts zu erproben, tut man wohl, die Arbeit mit dem zu beginnen, vor dem sich die Natur am meisten sträubt. „Ich tu' alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst und verschlucke den Teufel nach dem weisen Rat des Gevatters Wieland, ohne ihn erst lange zu begucken“, ist eine treffliche Lebensregel von Goethes Mutter. Dünkt uns eine Entbehrung auf die Dauer gar zu schwer, so halten wir uns an das

Sprüchlein ihres Sohnes: „Nur heute, heute lass' dich nicht fangen, So bist du hundertmal entgangen.“ Müssen wir mit Beschämung unsere Schuld zugeben, so versäumen wir nicht mit unfruchtbarer Reue die Zeit, sondern suchen das Böse mit Gutem zu überwinden. Haben wir uns vom Zorn fortreißen lassen, so kommen wir dem Gekränkten mit um so größerer Freundlichkeit entgegen. Was wir durch Nachlässigkeit versäumt, können wir durch doppelten Eifer gut machen. Benjamin Franklin führte förmlich Buch über seine Fortschritte im Guten. Zu Anfang jedes Quartals stellte er ein Register von dreizehn Tugenden auf, entsprechend den dreizehn Wochen des Vierteljahrs, etwa Mäßigkeit, Verschwiegenheit, Ordnung, Sparsamkeit usw. Dann widmete er je eine Woche vorzugsweise einer dieser Tugenden, bis er's dahin gebracht hatte, daß die Kreuzchen, die er gewissenhaft für jede Versäumnis einzeichnete, in den letzten Wochentagen verschwanden. Wem das gar zu geschäftsmäßig, zu amerikanisch, vorkommt, der halte sich an ein hohes ideales Vorbild und prüfe in der Vergleichung mit diesem, was er erreicht hat und was ihm fehlt. So suchte sich Novalis im Hinblick auf den „lieben großen Schiller“, der alles Gemeine so weit hinter sich ließ, täglich der Grazien würdiger zu machen und an jede Stunde einen kleinen Sieg über seine befangene Seele anzuknüpfen. Jeder Fortschritt im sittlichen Leben ist mehr wert für unser Glück und das Gemeinwohl, als das streberhafte Erklimmen einer höheren sozialen Rangstufe und selbst als das Wachstum an Wissen.

Chamisso's alte Waschfrau hat in dem kleinen, ihr anvertrauten Kreise aufs treueste gewaltet, ihren kranken

Mann bis zum Tode gepflegt, ihre drei Kinder in Fleiß und Ordnung, Zucht und Ehren auferzogen. Auch die Liebe zum Schönen ist ihr nicht fern geblieben. Aus der feinsten Leinwand hat sie mit der höchsten Kunst ihr Totenhemd genäht, ihr einziges Kleinod, das sie nur Sonntags zum Kirchenbesuch trägt und dann wohlgefällig am Ehrenplatz im Schrank verwahrt, bis man sie darin zur Ruhe legen wird. Und worin setzt Chamisso sein Lebensziel? „Und ich, an meinem Abend, wollte, Ich hätte, diesem Weibe gleich, Erfüllt, was ich erfüllen sollte In meinen Grenzen und Bereich; Ich wollt', ich hätte so gewußt, Am Kelch des Lebens mich zu laben, Und könnt am Ende gleiche Lust An meinem Sterbhemde haben!“

Goethes Faust hat alle Höhen und Tiefen von Erdenlust und Erdenweh durchgekostet. „Ich habe nur begehrt und nur vollbracht Und abermals gewünscht und so mit Macht Mein Leben durchgestürmt.“ Aber auf wahre Befriedigung kann er erst rechnen, wenn er seine Riesenkraft an die Lösung der höchsten sozialen Aufgaben setzt. Gelingt's ihm, dem Meer Raum abzugewinnen für Millionen von Menschen, die dort im siegreichen Kampf mit den Elementen ihr Leben tüchtig, schön und frei vollbringen, dann wird auch er sich glücklich preisen in der Gewißheit, nicht umsonst gelebt zu haben.

Zum Kampf ums Dasein sind wir geboren und „das ist der Weisheit letzter Schluß: Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, Der täglich sie erobern muß“. Schließen wir uns in diesem Kampf als Glieder an ein Ganzes, als Bürger an eine organisierte Gemeinschaft

an, so gewinnen wir die einzig wahre Befriedigung, das Gefühl, das uns mit der sittlichen Weltordnung verbindet, den Glauben an eine zusammenhängende Leitung der Dinge.

Was ist heilig? Das ist's, was viele Seelen zusammen
Bindet, bänd' es auch nur leicht wie die Binse den Kranz.
Was ist das Heiligste? Das, was heut' und ewig die Geister
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.
(Goethe, Vier Jahreszeiten 68. 69.)

Schluss.

Philosophie und Religion.

Die Philosophie des klassischen Altertums stimmt mit der Religion insofern überein, als beide das Ziel ins Auge fassen, den Menschen zur Selbsterkenntnis und zu einem dieser entsprechenden Lebenswandel hinzuführen. Das „Erkenne dich selbst!“ leuchtete vom Tempel des Apollo zu Delphi, wie es der Kern aller Sokratischen Philosophie war. Verschieden aber sind Religion und Philosophie in ihrer Entstehung und Fortpflanzung.

Die Religion ist älter als die Philosophie. Ehe der Mensch zum geordneten Nachdenken über sich, seine Beziehungen zur Außenwelt und seine Bestimmung kam, wurde er teils mit Furcht und Zittern, teils mit Dank und Freude seine Abhängigkeit von bekannten und unbekanntem Mächten in seiner Umgebung gewahrt. Die schwarze Wolke, aus der nicht nur der entsetzliche Blitz mit seinem erschütternden Krachen, sondern auch

der wohlthätige Regen niederrauscht; die Stürme, die im Herbst der starren Winternacht voraufgehen, während sie im Frühjahr den Sieg des Lichtes und der Wärme ankündigen; Ströme und Meere, die ebenso große Gefahren als Vorteile für die Anwohner bringen; verderbliche und segenspendende Tiere und Pflanzen, Berge und Täler — alles erregte die Aufmerksamkeit des denkenden Menschen und nur stumpfsinnige Völker verhielten sich diesen Mächten gegenüber rat- und tatlos wie die Tiere. Die Griechen bildeten, indem sie sich den Naturkräften wie mächtigen Gwalt habern zu nähern suchten, vorzugsweise die Vorstellung von den Göttern aus, sie schufen daraus Ideale nach dem Bilde des Menschen, wie ihnen denn besonders die Gabe der plastischen Darstellung eigen war. Den mehr aufs Praktische gerichteten Römern war es vor allem darum zu tun, durch zeremoniellen Dienst ihr Wohlgefallen zu erwerben, sie ihrer Stadt und ihrem Staat dienstbar zu machen, in welchen sie die höchste Gewalt auf Erden verkörpert sahen. So erwuchs aus den gemeinsamen Erfahrungen, dem gemeinsamen Empfinden und Denken vieler die Volksreligion.

Hervorragende Menschen gaben dann wohl dem Gefühl, das die Menge beherrschte, den kräftigsten Ausdruck oder brachten System in die verschiedenen Arten der Huldigung. Ihnen schrieb man späterhin fast ausschließlich zu, was im Grunde doch nur die religiöse Errungenschaft ihres Volkes war. Sie selbst freilich nahmen für sich die Ehren des Erfinders nicht in Anspruch, sondern führten ihre Antwort auf die Rätselfragen des Lebens auf höhere Eingebung zurück, wie

die Dichter der Volksepen ihre Werke den Musen zuschrieben. Die Priester zu Delphi verlangten nicht für sich, sondern für den pythischen Apollo Glauben, und die Nymphe Egeria sollte dem König Numa Pompilius den römischen Kultus eingegeben haben.

Hat einmal die Religion in einem Volk festen Bestand gewonnen, so vererbt sich die Anlage dazu wie andere Triebkräfte auch. Dieser vererbte Keim wird dann von frühester Kindheit an gepflegt; die Kleinen wachsen mit der Religion auf wie mit der Muttersprache. Sie prägt sich dem jungen Geist zu einer Zeit ein, wo die selbständige Urteilskraft noch nicht erwacht ist. Und er empfängt sie als eine Mitteilung aus einer höheren Welt, die der Beglaubigung nicht bedarf.¹⁾ Da gilt der Zweifel des Kindes nicht als Zeichen von Verstand, sondern als Mangel an Pietät, als strafwürdige Sünde. Solange ein Volk von religiöser Eigenart in stiller Abgeschlossenheit von der großen Welt lebt, kann die Philosophie unter ihm nicht aufkommen. Die Religion durchdringt alle Verhältnisse, gesellige Sitten und bürgerliche Einrichtungen, Kunst und Wissenschaft. Sie gibt der großen Mehrheit in der ihr angemessenen Form die befriedigende Antwort auf die Rätselfragen des Lebens und Strebens. Sie stellt neben die sichtbare Welt eine unsichtbare, mit der sich ein sehr viel erfreulicherer Verkehr führen läßt als mit jener; sie

¹⁾ Nun, wessen Treu und Glauben zieht man denn Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen? Doch, deren Blut wir sind, doch deren, die Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe Gegeben? Die uns nie getäuscht als wo Getäuscht zu werden uns heilsamer war. (Nathan der Weise. III, 7.)

kommt, aus dem Volk hervorgegangen, den Bedürfnissen des Volkes entgegen.

Die Philosophie dagegen entsteht zu Zeiten und an Orten, wo schon durch das Zusammentreffen von Bekennern verschiedener Religionen die Frage nahegelegt wird, auf welcher Seite das größere Recht sei. Milet, Ephesus, Athen, Rom, die Stätten des Weltmarkts, des Völkerverkehrs, sind der Nährboden für die Philosophie. Sie geht nicht aus dem Abhängigkeitsgefühl der Menge hervor, sondern aus dem Forschungstrieb einzelner Geister, die durch ein günstiges Geschick eine gewisse Freiheit vom Kampf ums Dasein erworben haben. Sie beginnt mit der Verwunderung eines bedeutenden Kopfes über das, was dem großen Haufen das Allernatürlichste scheint, über das eigene Dasein und das der Welt. Der gewöhnliche Mensch hat für die Wunder aller Wunder durchaus keinen Sinn. Er ist einmal da und die Welt ist auch da; sein Intellekt aber dient ihm nur dazu, den eigenen Lebensweg zu erkennen. Fausts leidenschaftliches Begehren, in das Geheimnis der Natur einzudringen, ist den Bürgern, Handwerksburschen, Soldaten und Studenten unverständlich. Wie man zu Gut und Geld, zu Amt und Würden kommt, wo man sich in den Freistunden am besten unterhält, das sind sehr wohl aufzuwerfende Fragen, aber den Trieb, der sinkenden Sonne nachzufliegen, um doch einmal ins Weltgetriebe hineinzublicken, hat Wagner nie empfunden. Er sieht darin nur eine wunderliche Grille. Wird einmal das Gleichmaß der Dinge durch ernste Zwischenfälle unterbrochen und der Wunsch nach höherer Erleuchtung geweckt, so sind heilige Überlieferungen, Urkunden, Tempel

und Priester da, die dem metaphysischen Bedürfnis entgegenkommen. Der Durchschnittsmensch ist froh, an dem festhalten zu können, was ihm von Jugend auf eingeprägt ist, da er dadurch der eigenen schwierigen Denkarbeit überhoben wird.

Die Philosophie dagegen beginnt, wie gesagt, mit der Entfremdung eines Einzelnen von den herrschenden religiösen und sittlichen Anschauungen. Ein solcher versucht entweder auf eigene Hand oder mit Hilfe geistesverwandter Vorgänger und Zeitgenossen der Lösung der Lebensrätsel nachzuforschen. Was ihn dazu antreibt, ist weder Furcht vor den unsichtbaren Mächten noch Hoffnung auf ihren Dank; überhaupt nicht das Verlangen nach irgend welchem materiellen Lohn, sondern lediglich der Wissenstrieb, der an der überlieferten Weltanschauung irre geworden ist, sie mit der eigenen Wahrnehmung nicht vereinbar findet und nun durch geordnetes Nachdenken eine neue Grundlage für seine Erkenntnis und Lebensordnung gewinnen möchte. Er stützt sich dabei nur auf solche Grundwahrheiten, die jeder klare Kopf als selbstverständliche Voraussetzungen des menschlichen Denkens anerkennt, die sogenannten Axiome. Wo er seinen Vorgängern folgt, geschieht's, weil er zu derselben Erkenntnis gekommen wie sie, nicht aber aus Autoritätsglauben. Er wendet sich nicht an das Gefühl, sondern an den Verstand seiner Schüler; will nicht überreden, sondern überzeugen. Er verzichtet deshalb auch auf den poetischen Schmuck der Rede, durch welchen die religiöse Überlieferung so oft ihren volkstümlichen Reiz gewinnt, setzt vielmehr indie schlichteste Sprache den höchsten Vorzug. Simplex sigillum

veri. Da der Wert der philosophischen Überzeugung nur darauf beruht, daß sie aus dem eigenen Nachdenken hervorgegangen, so kann sie sich mit Erfolg nur unter solchen fortpflanzen, die mit der körperlichen zugleich die geistige Reife erreicht haben. Sie ist nicht geeignet für Kinder, weil diese noch nicht selbständig urteilen können, und sie eignet sich auch nicht für Männer, weil diese mit ihrer Lebensanschauung in der Regel abgeschlossen haben. Sie findet den fruchtbarsten Boden bei jungen Leuten, die in die Zeit der männlichen Reife eingetreten sind.

Obwohl der Philosoph seine Schüler nicht aufsucht, sondern sich von ihnen aufsuchen läßt, so kann es doch nicht ausbleiben, daß er mit den Anhängern und Hütern des überlieferten Glaubens vorübergehend in feindliche Berührung tritt. Solange die Religion noch die große Mehrheit eines Volkes durchdringt, wird der Widerspruch des Einzelnen, wie er immer begründet sein mag, als eine unberechtigte und unliebsame Überhebung angesehen werden. Selbst eine so helle Stadt wie Athen hat sich mehr als einmal an der Philosophie versündigt. Wenn aber, wie in den Weltreichen Alexanders und der Römer, Bekenner der verschiedenartigsten Religionen zu einem Staatsverband zusammentreten, so kann die Vergleichung und Prüfung der überlieferten Glaubenslehren gar nicht ausbleiben und damit werden der Philosophie die Tore geöffnet. In einem Zeitalter des allgemeinen Weltverkehrs, im Zeitalter der schrankenlosen geographischen, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Forschung wird man mehr und mehr lernen, zwischen Schale und Kern, zwischen Vergänglichem und

Bleibendem der Volksreligionen zu unterscheiden. Und dann wird sich herausstellen, daß im Grunde doch Religion und Philosophie Geschwister sind, Kinder desselben Vaters, des Willens, des Selbsterhaltungstrieb, und derselben Mutter, der rastlos forschenden, nach einer höheren Lebensordnung verlangenden menschlichen Vernunft.



Inhalt.

	Seite
Vorwort	V

Erstes Buch.

Die Philosophie im klassischen Altertum.

I. Die alten Naturphilosophen	1
II. Pythagoras und Demokrit	3
III. Abstrakte Denker:	
A. Die Eleaten	7
B. Anaxagoras	9
C. Die Sophisten	10
IV. Die drei großen Meister:	
A. Sokrates	12
B. Platon	18
C. Aristoteles	24
V. Die wichtigsten Philosophenschulen:	
A. Kyrenaiker und Epikureer	28
B. Kyniker und Stoiker	31

Zweites Buch.

Der menschliche Intellekt.

I. Das aufsteigende organische Leben:	
A. Unorganische und organische Körper	37
B. Pflanzen und Tiere	39
C. Niedere und höhere Tiere	41

	Seite
II. Die fünf Sinne:	
A. Der Geschmackssinn	42
B. Der Geruchsinn	43
C. Der Gefühls- und Tastsinn	45
D. Der Gesichtssinn	47
E. Der Sinn des Gehörs	50
III. Die intellektuellen Fähigkeiten der Tiere und Menschen:	
A. Der Verstand	53
B. Das Gedächtnis	57
IV. Die besondern Fähigkeiten des menschlichen Intellekts:	
A. Die Phantasie	62
B. Die Vernunft	64
C. Die Sprache	66
D. Lachen und Weinen	71
E. Selbstbewußtsein	77
V. Der Intellekt in Ruhe und krankhafter Erregung:	
A. Der Schlaf	79
B. Der Traum	80
C. Die Vision	82

Drittes Buch.

Die Elemente der Logik.

Vorbemerkung	84
I. Die Begriffe:	
A. Inhalt und Umfang der Begriffe	86
B. Definition, Division und Partition	87
II. Das Urteil:	
A. Analytische und synthetische Urteile	91
B. Qualität und Quantität	93
C. Relation und Modalität	96
D. Konversion und Kontraposition	97
III. Der Schluß:	
A. Der einfache kategorische Schluß	99
B. Andere Schlußformen	107
C. Trugschlüsse	113

	Seite
IV. Induktion	118
A. Tabulae praesentiae	120
B. Tabulae absentiae	121
C. Tabulae graduum	122
V. Analogie	124

Viertes Buch.

Die Lehre vom Schönen. Ästhetik.

I. Die schöne Natur:	
A. Die Schönheit der unorganischen Natur	130
B. Die Schönheit der organischen Natur	134
II. Die schönen Künste im allgemeinen:	
A. Natur und Kunst	142
B. Das Schöne und das Erhabene	145
C. Die schönen Künste	147
III. Die bildenden Künste:	
A. Die Architektur	149
B. Die Skulptur	159
C. Die Malerei	165
IV. Die transitorischen Künste:	
A. Musik und Tanz	172
B. Poesie und Mimik	177

Fünftes Buch.

Die Grundlage der Sittenlehre. Ethik.

Rückblick und Ausblick	186
I. Die Naturtriebe:	
A. Der Trieb der Selbsterhaltung	187
B. Der Trieb der Selbsterhaltung als Ursache der menschlichen Affekte	191
II. Der Beginn des sittlichen Lebens:	
A. Ehe und Familie	193
B. Arbeit und Besitz	197

	Seite
III. Die Ausbildung des sittlichen Lebens:	
A. Der Staat	200
B. Die Tugend der Gerechtigkeit	205
C. Andere sittliche Ideale	208
IV. Unsittliche Triebfedern und Handlungen:	
A. Unrecht und Bosheit	212
B. Krieg und Zweikampf	217
V. Sittliche Lebensaufgaben:	
A. Beharren und Fortschreiten	222
B. Die sittliche Wiedergeburt	224
Schluß: Philosophie und Religion	229

6592

ES

